



Berlin, den 10. Februar 1900.

Der neue Dreibund.

Was Deutsche Reich ist, so lesen wir jetzt in den Zeitungen, durch die patriotische Klugheit seiner Staatsmänner vor einer furchtbaren Gefahr bewahrt worden. Böse Menschen, die, wie es scheint, unter dem Kommando eines in London lebenden russischen Spions stehen, wollten das arme Reich aus der Intimität mit England locken, — man denke: mit England, dem es doch Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft verbänden! Der Plan war recht pffiffig eingefädelt. Die durch den Burenkrieg geweckte Antipathie sollte schlau benutzt und die Nützlichkeit eines Kontinentalbundes gegen Großbritannien gepriesen werden; in dem Augenblick, wo Deutsche und Briten unheilbar verfeindet wären, würde sich dann ein Szenenwechsel vollziehen: Rußland, Frankreich und England würden, des langen Haders müde, flink einen Bund schließen und gemeinsam über Deutschland herfallen. Eine wahrhaft teuflische Intrigue, für deren Enthüllung wir den leitenden Staatsmännern gar nicht dankbar genug sein können. Zunächst schon deshalb, weil mit dem Schleier einige schädliche Illusionen geschwunden sind. Bisher hieß es immer, die Freundschaft mit Rußland sei fester als je, die Monarchen seien ein Herz und eine Seele, und so lange der Fürst zu Hohenlohe Reichskanzler — also durch die Gnade des Zaren auch Besitzer des Guten Werks — sei, brauche man mit der Möglichkeit, dieses innige Verhältnis könne getrübt werden, gar nicht zu rechnen. Das muß doch wohl nicht ganz stimmen; denn Rußland sucht, so hören wir staunend jetzt, Verbündete zu einem Krieg gegen Deutschland. Zweitens war uns viel von den

Wundern berichtet worden, die des Kaisers Artigkeiten in Frankreich gewirkt hätten; auch damit muß es aber wohl ein Bißchen hapern, sonst könnte Marianne nicht zärtlich über den Kanal schielen und von einem franco-englischen Bund gegen Deutschland träumen. Die mit täglich gesteigertem Eifer von unseren lieben Offiziösen betriebene Aufklärungsarbeit zeigt ein nicht allzu liebliches Bild: Germania, die auf den neuen Postmarken so theater-tapfer dreinblickt, ist, um sich vor einer übermächtigen Koalition zu schützen, genöthigt, in der Nähe des britischen Leun unterzukriechen. Die Meldung hätte geringeres Staunen erregt, wenn sie von einem Engländer in deutsche Zeitungen geschmuggelt worden wäre; doch auch nun, da sie von erprobten Patrioten stammt, denen zur Vorbereitung auf den Segen des Delegoa-vertrages wahrscheinlich nichts Besseres einfiel, ist sie willkommen. Wenigstens wissen wir jetzt, woran wir sind; und die guten Leute, die in Gedanken schon des Reiches neue Flotte die Briten aus einem Theil ihres Kolonialbesitzes treiben sahen, mögen sich enttäuscht die Augen auswischen. . . Ich las die fürchterliche Historie zuerst in Paris und da wollte sie zu der mir sichtbaren Stimmung nicht recht passen. Darf ich meine Eindrücke zu schildern versuchen?



Zwischen Zeumont und Saint-Quentin fragte mich ein Franzose: „Und wird Ihr Kaiser wirklich zu unserer Ausstellung kommen?“ Ich antwortete, in die Gedankengänge Wilhelms des Zweiten könne der Blick des Bürgers nicht dringen; bei uns werde viel von dem Wunsch des Kaisers gesprochen, durch einen Besuch in Paris die Versöhnung zweier Völker, denen manches Kulturinteresse gemeinsam ist, feierlich zu bestiegeln. Ob die Stunde zu solcher wünschenswerthen Versöhnung aber schon geschlagen habe? Darüber werde der Kaiser wohl besser unterrichtet sein als ein Privatmann. „In Paris wird jetzt geflüstert, er werde zugleich mit dem Zaren eintreffen und sich nur mit diesem Freunde Frankreichs öffentlich zeigen, um jede Möglichkeit einer unangenehmen Demonstration zu vermeiden.“ Das sei, sagte ich ohne Besinnung, sicher eine alberne Erfindung; schon der Gedanke, den höchsten Vertreter der in Versailles geeinten Nation in Paris als Schützling des Zaren, gewissermaßen unter fremder Flagge, geduldet zu sehen, wäre eine das deutsche Gefühl beleidigende Zumuthung. Stolzses Selbstbewußtsein habe an dem Kaiser auch der erbitterteste Gegner bisher noch nicht vermisst; wenn er es für angebracht halte, nach Paris zu kommen, werde er

ohne den Gossudar Nikolaus sichtbar sein. Der neben mir in dem engen Gange des von Rothschild nicht allzu üppig ausgestatteten Nordbahnwaggon's rauchende Herr machte eine bedenkliche Miene, murmelte ein verbindliches Sätzchen und sprach dann von anderen Dingen. Von der Ausstellung. Sie werde pünktlich fertig sein, wahrscheinlich noch vor dem vierzehnten April, und alle früheren an Reichhaltigkeit und Pracht übertreffen. Sechshunddreißig Eingänge auf beiden Ufern der Seine; den Haupteingang am Konfordinplatz wird die Statue einer Pariserin krönen, die nach der neuesten, von Paquin, Worth oder Redfern bestimmten Mode gekleidet ist und dem Heer der Besucher zärtlich die Arme entgegenbreitet. Hundertundfünfzig Kioske, in denen Zeitungen, Wigblätter, Kataloge, Bücher, Erfrischungen und Blumen verkauft werden sollen. Der Seepalast mit den Wundern der Meereswelt, der Riesenglobus und die Riesepagode, Château d'Eau und Pavillon de la Femme, japanisches und indo-chinesisches Theater und das Militärmuseum am pont d'Jéna . . . „Der Name kann höchstens uns heute noch wehmüthige Erinnerungen wecken“, sagte der Franzose mit melancholischem Lächeln; „die deutschen Besucher werden in der rue des Nations den Triumph ihrer Industrie sehen. Schon jetzt mußte man in der Maschinenhalle einen deutschen Krahn verwenden und ich fürchte, es wird nicht das letzte Zeichen deutscher Ueberlegenheit sein. So weit sind wir nun. Seit Jahren können wir keine verständige Politik treiben, weil jeder Versuch einer kraftvollen Initiative mit dem Ruf verscheucht wird, gefälligst doch auf die Ausstellung Rücksicht zu nehmen. Und nun? Vielleicht bringt die Messe den Pariser die erwarteten sechzig Millionen ein, sicher aber wird sie der Welt unsere industrielle Rückständigkeit zeigen und den Fremden einen noch breiteren Weg in unser unglückliches, unter den Segnungen der parlamentarischen Demokratie leidendes Land bahnen“.

Saint-Quentin. Man muß sich für die Ankunft rüsten. Das Schnäpfeln nach verzollbaren Gegenständen dauert noch eine Weile. Dann geht es vom Nordbahnhof schnell auf die Großen Boulevards. Man sieht viele Gerüste, Häuser werden frisch gestrichen, Straßendämme aufgerissen, neue Leitungen gelegt. Paris macht Toilette. Dabei wird manches werthvolle Denkmal der alten Zeit geopfert: der Industriepalast und der Wintercirkus, das Haus der Königin Hortense und die Opernpassage verschwinden. Was thut's? Die Ausstellung schafft für Alles Ersatz. Ueberall wird von dem Goldstrom gesprochen, der seine Schätze bald in die Seine wälzen werde. An den Ecken des Boulevard des Italiens wird neben der neuesten grande filou-

terie anglaise der plan de l'exposition ausgebrüllt. Und im ersten Hotelgespräch taucht nach fünf Minuten wieder die Frage auf: „Wird Ihr Kaiser wirklich zu unserer Ausstellung kommen?“

Noch oft habe ich diese Frage gehört, auch von sehr ernsthaften Leuten in hohen, verantwortlichen Stellungen. Die Gestalt Wilhelms des Zweiten ist den Franzosen ein Gegenstand neugieriger Bewunderung. Sie schimpfen über den Parlamentarismus und seine korrumpirenden Wirkungen, seufzen sehnsüchtig nach dem starken Mann, der endlich Fäulniß und Anarchie beseitigen könnte, und haben im Grund ihres Herzens doch gar keine Lust, die Republik aufzugeben. Das Experimentirland der Weltgeschichte hat ja alle denkbaren Regierungformen schon durchprobt; was könnte, was sollte nun noch kommen? Ein siegreicher General wäre vielleicht Frankreichs Herr; aber man hofft kaum noch auf glänzende Siege. Man höhnt Herrn Loubet, den unbeliebtesten aller Präsidenten, und läßt im Uebrigen die Dinge gehen, wie es Gott und den politischen Geschäftsleuten gefällt. Von dem Deutschen Kaiser weiß man nicht viel. Er hat Bismarck beseitigt: Das werden die Franzosen ihm nie vergessen. Er zeigt, wie viel ihm an dem Beifall der Pariser liegt: dafür sind die längst nicht mehr Verwöhnten ihm dankbar. Und der rhetorische Ueberschwang seiner Reden und Depeschen, die man nur aus Uebersetzungen kennt, behagt dem Pathosbedürfniß der Gallier. Sie finden ihn interessant; ein Kaiser, von dem täglich Etwas in den Zeitungen steht! Und die Menge möchte ihn gern auf der Weltausstellung sehen, an die sich, seit Dreyfus begnadigt und die dreiprozentige Rente unter Pari gesunken ist, die Hoffnungen mit verdoppelter Inbrunst heften. Ein clou, der nichts kostet. Und dann: wie pikant wäre es, wenn Wilhelm der Zweite an der Seite des Präsidenten — den Rochefort und Drumont Panama Premier und Loubet-la-Honte nennen — über die Boulevards führe, wo noch die in Deutschland verbotenen Feste des Rire mit der Tournée Guillaume hängen, über den Platz, wo einst die Tuilerien standen und noch früher Ludwig Capet in den Konvent schritt, an dem von Déroulède und seinem Anhang mit Trauerkränzen bepacten Denkmal der Stadt Straßburg vorbei! Die bloße Vorstellung schon beschert jedem Franzosen einen wohligen Nervenreiz. Der Kaiser würde sicher auch in den Invalidendom gehen, an der großartigen Grabstätte des letzten Giganten verweilen, den er mit der ganzen Verachtung des Legitimen den korsischen Parvenu genannt hat; und dann würde er eine Rede halten. Auf diese Rede rechnet man bestimmt; ein Katalogverkäufer schloß seine Schilderung der zu erwartenden Herrlichkeiten mit dem

Sag: Et puis nous aurons le Kaiser qui nous tiendra un discours. So denkt die Masse, die gierig nach Sensationen langt. Oben weht ein anderer Wind. Die ernsthaften oder durch die Last der Verantwortlichkeit zu ernster Betrachtung gestimmten Politiker würden mit banger Sorge den Kaiser auf französischem Boden sehen. Sie erinnern an Berezowski's Attentat auf Alexander den Zweiten und erklären, keine französische Regierung habe die Macht, den Kaiser vor politisch gefährlichen Kundgebungen zu schützen. Wenn Déroulède, Rochefort, Millavoie durch hitzige Artikel die Menge entflammten, seien solche Kundgebungen immerhin möglich. Fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich aber sei es, daß des Kaisers Erscheinen, gerade weil die Ausstellung Deutschland einen Triumph bringen müsse, ungünstig auf die Stimmung wirken werde. Ein Minister sagte mir: „Wer Ihren Kaiser am Kommen hindert, erwirbt sich um die Sache der Versöhnung ein großes Verdienst.“ Und mehr als einmal hörte ich: „Nur kein Werben, auch kein nur scheinbares, um Frankreichs Liebe, kein Erinnern, auch kein noch so ritterliches, an das Vergangene! Es handelt sich um eine schwer vernarbende Wunde, die selbst der Chirurg nur mit behutsamem Finger berühren darf und die unter jedem plumpen Griff wieder aufbrechen kann. Ein Bißchen Geduld und Ruhe! Für das Uebrige werden die Engländer sorgen.“

Die Engländer werden in Paris jetzt nämlich noch mehr gehaßt als in Berlin. Die bei Fashoda erlittene Niederlage hat den alten Groll gegen die Angelsachsen wiedererweckt; und es ist, als sei in dem Lande, das, wie in den Tagen der Heiligen Ligue und der Hugenotten, von inneren Kämpfen um Glauben und Recht zerrüttet wird, die Erinnerung an Azincourt lebendiger als die an Sedan. Duguesclin und Jeanne d'Arc werden als Nationalhelden gefeiert. Zeitungsbesitzer, die ihre Auflage vergrößern wollen, häufen die Schmähungen gegen England und durch die Vorstadttheater braust ein Beifallsturm, wenn auf der Bühne gesagt oder gesungen wird, auch heute würden, wie in Clissons Tagen, bretonische Wölfe den Kampf mit dem britischen Löwen nicht scheuen. Der Frau des südafrikanischen Gesandten traten Thränen ins Auge, als sie sah, wie auf den Boulevards einfache Leute einander selig zuwinkten, wenn sie in der um vier Uhr erscheinenden Patrie neue Meldungen über englische Schlappen gelesen hatten. Die Tapferkeit der Buren, deren Putzform ja sogar in die pariser Damenmode gekommen ist, wird in allen Couplets verherrlicht und die auf den Massenabsatz bedachten Redakteure sorgen dafür, daß jede Nummer ein paar Artikel gegen Englands Raubgier bringt. Die Oberfläche zeigt keine Spur einer den Deutschen feindlichen Stimmung;

die Macht und Herrlichkeit des jungen Reiches wird von den Franzosen sehr hoch — unter uns: vielleicht allzu hoch — geschätzt, für die im Dreifusfall begangenen Thorheiten wird nur der jüdische Presseinfluß verantwortlich gemacht und mit einem Seufzer entfährt den Vätern das Geständniß, das heranwachsende Geschlecht habe sich mit dem Verlust der Provinzen abgefunden und spreche gelassen von dem wünschenswerthen Bündniß, das Franzosen und Deutsche zu nützlicher Kulturarbeit vereinen werde. Aber auch von Greisen, die auf hoher Rangstufe stehen, habe ich Sätze wie diese gehört: „Wir mußten 1870 geschlagen werden und man müßte an dem Erfolg jeder vaterländischen Arbeit verzweifeln, wenn nach der emsigen und systematischen Vorbereitung des von unserer Narrheit provozirten Feldzuges das deutliche Heer nicht gesiegt hätte. Es war eine schmerzliche Erfahrung für uns; doch außer einem Häuslein betriebamer Schreier denkt kein Mensch mehr im Ernst an eine Revanche. Wir haben ganz andere Hunde zu peitschen.“

Diese Stimmung wird in dem Augenblick umschlagen, wo die Franzosen merken, daß Deutschland, von dem sie die Befreiung Europas aus dem englischen Joch erhoffen, sich von der Kaufmannschlauheit der Briten abermals ködern läßt. Frankreich kann, mit seiner schwindenden Bevölkerungsziffer und seiner rückständigen Arbeitsleistung, heute nicht mehr allein stehen, wenn es Großmachtpolitik treiben will. Die französischen Politiker haben sich gesagt: „Deutschland baut eine Flotte, um gegen das Inselreich auf dem Meer nicht länger wehrlos zu sein; auch wir wollen unsere Flotte verstärken und, so weit es sich mit der dem Besiegten ziemenden Würde verträgt, jedes Unternehmen gegen das Volk fördern, das uns ein Jahrhundert lang befringt und ausgeraubt, die Bourbonen zurückgeführt, Ägypten unserer Herrschaft entrißen, bei jeder kolonialen Erwerbung uns Schwierigkeiten bereitet und zuletzt noch im Sudan die nach Ruhm Vechzenden gedemüthigt hat. Mit diesem Volk hat auch der Deutsche alte Rechnungen zu begleichen; er kann nicht vergessen haben, daß nur England ihn hinderte, 1714 und 1814 den Elsaß wiederzugewinnen, nicht vergessen haben, was sein Stamm durch die Stanhope, Münster, Castlereagh, Wellington, Russell, Grey und Konsorten gelitten hat“. Sobald die Franzosen einsehen, daß Deutschland bereit ist, Alles zu vergessen, um nur ja die — schon von Lothar Bucher so bitterlich verhöhnte — Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England pflegen zu können, muß ihr Lebensinteresse sie zu neuer Bühlarbeit gegen das Nachbarreich drängen. Und wenn dann der letzte Ton der zarischen Friedensschalmeien verklungen ist, kann der Dreibund entstehen,

mit dem die Bedienten der Wilhelmstraße uns jetzt schrecken wollen. Kein Nikolaus und kein Michael wird einen Krieg suchen, der ihn zwänge, zugleich gegen das britische Weltreich und gegen Deutschland zu fechten; wohl aber entspräche es den Ueberlieferungen russischer Politik, erst eine provisorische Einigung mit England zu erstreben und nach der Zerstückelung des Deutschen Reiches in Asien den Kampf gegen die vereinsamten Briten zu beginnen.

* * *

Unsere verhätschelten Staatskünstler sind so überaus redselig. Sie schwärmen von neuen Welttheilungen, bei denen Deutschland nicht zu kurz kommen dürfe, locken die Phantasie mit wundervollen Hoffnungen, blasen, wenn sie eine ärmliche „Genugthuung“ erlangt haben, stolz die Bäckchen auf und rühmen sich ihrer „nicht so ganz einfachen“ Erfolge. Wie wäre es, wenn sie uns einmal, noch ehe die neuen Schiffe bewilligt werden, Etwas von dem Delagoavertrag erzählten, den sie so bang verbergen wie ein Mägdlein des ersten Fehltrittes Folgen? Dürfen sie darüber nicht sprechen, — gut: dann müssen sie andere Thatfachen anführen, die bündig die Behauptung widerlegen, in der Geschichte des jungen Reiches habe es noch nie eine Epoche gegeben, die einer — für die Verwirklichung deutscher Welt- politikpläne unbedingt nöthigen — Schwälerung der britischen Uebermacht und einer Versöhnung der Gegner von 1870 so günstig war wie die des südafrikanischen Krieges. Sie müssen uns Auskunft über die geheimniß- vollen Kräfte geben, die das Zarenreich bestimmen könnten, sich England zu verbünden, in dem es bisher mit Recht seinen gefährlichsten Rivalen sah, um gegen Deutschland zu kämpfen, von dessen Landbesitz es nicht das kleinste Stückchen brauchen oder auch nur ersohnen kann. Wenn sie auch diese Aus- kunft nicht leisten können, dann müssen sie gütigst gestatten, daß man sie die Helden der verpaßten Gelegenheiten nennt und ihnen sagt, die in ihren Ge- fundestuben verhökerte Mär von der glücklich vereitelten höllischen Intrigue sei die dreifteste, aber auch dümmste Zumuthung, die jemals bisher an die Leichtgläubigkeit erwachsener Leute gestellt worden ist.



Tommy Atkins, Nankeesoldat und Bur.

Da ich diese Zeilen in den ersten Tagen des Jahres 1900 niederschreibe — beinahe hätte ich mich versehen und gesagt: in den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts —, so liegt es sehr nah, vor Allem festzustellen, daß, so weit in den letzten Jahren gekämpft worden ist, hauptsächlich Amerikaner, Engländer und Buren in Betracht kommen. Spanien scheidet aus, weil keine wirkliche Volkstheilnahme an dem Kriege vorhanden war; seine Armee war kontribirt und die Vertheidigung der Kolonien war durchaus unpopulär.

Den Nankeesoldaten habe ich in Tampa kennen gelernt, wo ich das Lagerleben mit ihm theilte, und später in Manila. Ich kann nur sagen, daß er ein Bursche war, der das Herz jedes Werbbers erfreuen mußte, durchschnittlich nicht viel weniger als sechs Fuß hoch, ein guter Zwanziger an Jahren, nüchtern, gewandt und gebräunt von harter Thätigkeit, an jede Art von Entbehrungen gewöhnt und von blindem Vertrauen zu seinem West-Point-Offizier erfüllt, der ihm als Vorbild diente und alle kleinen und großen Leiden mit ihm theilte. Diese Feststellungen stimmen aber nur in Bezug auf die „Regulars“ der Vereinigten Staaten, durchaus nicht auf die schleunig ausgehobenen und schlecht disziplinierten Haufen, die sich „Volunteers“ nannten.

Ich habe viele Prachtregimenter gesehen, nicht nur in England, sondern auch in Deutschland, Rußland und anderswo, und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß die „Regulars“ in Tampa „Buren“ für „Buren“ und „Offizier“ für Offizier, so weit es sich um Leute handelte, die aus der Kriegsschule in West-Point hervorgegangen sind, als Elemente der großen Kriegsmaschinerie von keiner Truppe der Welt übertroffen wurden. Die Zahl der Volunteers im spanisch-amerikanischen Kriege war ja groß genug — wie es heißt, etwa 250 000 —, aber in dem Feldzug von Santiago waren diese Regulars der Saureteig, der die ganze Streitmacht durchdrang und der verhinderte, daß, so schwach der Feind war, der ihr gegenüberstand, sie sich auflöste. Freilich, die Presse sprach mit einer auffälligen Schiefeit des Urtheiles — man möchte beinahe sagen: Verlogenheit — fast ausschließlich von den Heldenthaten der politischen Heroen und sonstigen Volunteerführer, die die Kunst verstanden, sich als Helden zu drapieren. Wenn der spanisch-amerikanische Krieg einmal seinen Geschichtschreiber findet, so dürfte sich herausstellen, daß wir Amerikaner auf unser militärisches Rohmaterial stolz sein dürfen und daß die Mannschaft, die wir heute einstellen, tauglicher ist als jemals früher in unserer Geschichte. In Bezug auf persönlichen Muth hat dieser Krieg keinen Fall bewiesen, wo die Regulars gezögert hätten, ins Feuer zu gehen; dagegen sind mir zwei Fälle bekannt geworden, wo Volunteer-Regimenter das Schicksal der ganzen Angriffskolonnie dadurch gefährdeten, daß sie etwas zu lange überlegten, ehe sie sich in Bewegung

setzten. Damit soll keineswegs der Muth der einzelnen Volunteers in Zweifel gezogen werden; aber der Muth des Soldaten ist eben sehr dem Muth des Seemannes verwandt, der bei einer schweren See hoch oben das Topfegel zu reffen hat. Dazu gehört eine systematisch gewonnene Vertraulichkeit mit den Gefahren, die zu bestehen sind.

Als der Krieg ausgebrochen war, handelten die Behörden in Washington nicht als Militärs, sondern als Politiker; sie thaten, als ob es nicht darauf anläme, den Krieg schnell und glücklich zu Ende zu führen, sondern darauf, den Krieg den Interessen der politischen Parteien dienstbar zu machen. Der Staatssekretär für das Kriegswesen, der Generalstabschef, der Höchstkommandirende und die Spitzen der übrigen Ressorts: sie Alle beschäftigten sich hauptsächlich mit der Frage, wie die lauteften Politiker unterzubringen seien, nicht mit der, wie die besten Militärs auf die richtigen Plätze gestellt werden könnten. Natürlich kann es vorkommen, daß Einer ein tüchtiger Politiker und ein guter Heerführer zugleich ist. Immerhin haben wir in Amerika Das noch nicht erlebt. Im Allgemeinen wurden alle hohen Posten im Kommando der Brigaden, Divisionen und Armeecorps, alle Aemter, die mit der Verpflegung, dem Transport, der Krankenpflege und den sonstigen Kriegsbedürfnissen zu thun hatten, an Politiker vergeben, die wenig oder gar keine Erfahrung in Bezug auf die Bedürfnisse des Heeres hatten und sich auch nicht die geringste Mühe gaben, solche Erfahrungen zu sammeln. So kam es, daß die Truppen aus dem Krieg nicht wie eine siegreiche Armee von Bürgerföldaten, sondern wie ein Haufe von äbel zugerichteten Vagabunden zurückkehrten. Es gab kaum eine Verwaltungabtheilung des Kriegsamtes, wo nicht peinliche Enthüllungen zu befürchten waren, und das eingesezte Komitee hatte alle Mühe, solche Enthüllungen zu vertuschen. Ein einziger Offizier der regulären Armee war so tollkühn, seine Erfahrungen öffentlich preiszugeben; zum Lohn dafür erhielt er einen der abscheulichsten und einsamsten Posten an der cubanischen Küste. Wir Amerikaner errötheten vor Scham über die Handlungsweise der Männer, denen wir die Ehre des amerikanischen Soldaten anvertraut hatten. Wir waren wüthend, weil jene Politiker, die mit der Gesundheit und dem Leben unserer Krieger gespielt hatten, nicht vor ein Spezialgericht gestellt wurden, um sich zu verantworten. Aber das einzige Resultat war, daß der Staatssekretär für das Kriegswesen genöthigt wurde, seinen Abschied zu nehmen; die vielen Anderen, die eben so schuldig waren, die ihn unterstützt und eben so wie er mit dem politischen Klüngel um Stellungen im Verpflegung-Departement gefeilscht hatten, gingen straflos aus.

Was nun Tommy Atkins betrifft — mit diesem Namen wird, wie bekannt, im Scherz der englische Soldat bezeichnet —, so möchte ich glauben, daß er der am Meisten verhätschelte Soldat der ganzen Welt ist. Zwar bezieht

er keine dreizehn Dollars monatlich wie sein amerikanischer Vetter, aber er lebt in so vorzüglichen Kasernen, wird mit so zärtlicher Rücksicht behandelt, hat so reichliche Zeit zur Erholung und zum Sport, ist so glänzend equipirt und wird so reichlich genährt, daß man glauben sollte, er hätte sich über nichts zu beklagen als über eine zu kurze Dienstzeit. Ich erinnere mich eines Abends in Woolwich, wo ich mit dem Hauptmann Du Cane die Artillerie-Paraden besichtigte. Wir kamen in einen Mannschaftsraum und fanden Niemand darin als den Sergeanten; auf den Tischen standen große Schüsseln mit ausgezeichnetem Hammel-Curry und Reis. Der Hauptmann fragte: „Wo sind die Leute?“ Und der Sergeant antwortete: „Sie mögen das Essen nicht und sind ausgegangen, um sich etwas Anderes zu holen.“ Ich kostete das Gericht: es war ausgezeichnet. Jeder amerikanische Regular würde bei einem so guten Abendbrot überglücklich gewesen sein; nicht so der verwöhnte Tommy Atkins, der offenbar die Speisefarte nicht abwechslungsreich genug fand und dagegen in seiner Weise demonstirte.

Es scheint, daß in der britischen Armee große Verschiedenheiten in Bezug auf Größe und Körperkräfte der Mannschaften vorhanden sind, — und Das ist ein nicht unwichtiger Nachtheil für den Ernstfall. Der Anblick, den Regimenter wie die Gordon-Highlanders und die londoner Garde bieten, ist glänzend, aber im Kriege ist es viel wichtiger, daß alle Mannschaften einen gewissen gleichmäßigen Durchschnitt repräsentiren. Ich habe am Kap der Guten Hoffnung Truppen gesehen, denen verschiedene Zolle an Körperlänge und verschiedene Jahre am Alter fehlten, ehe sie als wirklich brauchbare Soldaten hätten gelten können. Solche Leute verlängern nur die Krankenlisten und stehen den Leistungen der kriegstüchtigen Mannschaft im Wege, — und Das ist in einem Krieg gegen die Buren, wo gerade die tüchtigsten Leute tüchtig genug sind, keine Kleinigkeit.

Es ist schwer, die britischen und die amerikanischen Offiziere mit einander zu vergleichen, obgleich sie ziemlich in der selben Weise ausgebildet werden und der Offizier, der die Kriegsschule von West-Point durchgemacht hat, viel Aehnlichkeit mit dem Engländer zeigt, der in Woolwich oder in Sandhurst ausgebildet worden ist; aber der Amerikaner nimmt seinen Beruf ernsthafter. Die amerikanischen Garnisonen liegen hauptsächlich in der Nähe der mexikanischen Grenze und da, wo die Indianergefahr des Skalpirtens und Viehraubes droht. Meistens sind diese Garnisonen klein, kaum stärker als zwei oder drei Compagnien. Eigentliche Garnisonstädte giebt es in Amerika nicht, daher auch keine üppigen Tischgesellschaften in Kaffee- oder Klubs; und Offiziere und Mannschaften würden in ernsthafter Verlegenheit gerathen, wenn man sie nach besonderem Zeitvertreib oder nach ihren Zerstreungen fragt. Sie und da eine Jagd: Das ist das einzige Vergnügen, das sie haben; und

dieses Vergnügen wird bald eintönig. Der Kleinkrieg mit den Indianern ist für die Truppen überaus gefahrenreich. Der Schauplatz solcher Aktionen liegt fern von den Großstädten und der Aufmerksamkeit des Publikums; und die Presse wird eher Notiz von einer gepfefferten Gerichtsverhandlung nehmen als von der Vernichtung eines Militärkommandos am Rio Grande. Die Gefelligkeit spielt in der amerikanischen Armee keine nennenswerthe Rolle und man weiß nichts von den angenehmen Beurteilungen für einige Tage nach da oder für einige Tage nach dort, die das Garnisonleben in der britischen Armee so häufig zu einer Kette von allerliebsten Ausflügen und Picnics unter Kameraden machen. Der amerikanische Soldat und sein West-Point-Offizier leben einsam, thun ihre Pflicht anspruchlos und wissen, daß sie von allen Launen des Kongresses abhängen. Sie tauchen in den vollreichen Städten oder Industriebezirken nur auf, wenn es Unruhen niederzuschlagen gilt, denen die Polizei und die Volunteers nicht gewachsen sind, und wenn von der blanken Waffe oder der Flinte Gebrauch zu machen ist. Dann wird eine Compagnie dahin beordert, die vom Pöbel verhöhnt und beworfen und von der volkstümlichen Presse mit Insulten überschüttet wird und nach gethaner Arbeit schweigend in ihren Standort zurückkehrt. Wenn ein Kongressmitglied das Bedürfniß hat, eine populäre Rede zu halten, greift er die reguläre Armee an. Das ist ungefährlich, denn die Armee stimmt nicht oft.

Einer dieser Regulars kam nach dem Kriege durch eine Stadt im Norden der Union. Eine Dame fragte ihn: „Und Sie sind also auch Einer von unseren Helden?“ „Rein, Madame, Das dürfte ein Mißverständnis sein; ich wüßte nicht, daß ich ein Held wäre; ich bin nichts als ein Regular.“

Tommy Atkins sollte besser besoldet und weniger verzärtelt werden, dann würde es auch nicht nöthig sein, ihn zu beschwagen, damit er sich anwerben läßt. Ich hatte mit einem Regiment im kubanischen Kriege zu thun, dessen Oberst mir sagte, seine Leute hätten, Mann für Mann, schon eine Kapitulation von fünf Jahren hinter sich und das Regiment hätte keinen einzigen Rekruten gebraucht. Dabei war die Uniform der Leute keineswegs geeignet, die Augen des Anzuwerbenden zu blenden. Früher glaubte man, ohne Zwangsmassregeln keinen Matrosen für die englische Kriegsmarine haben zu können; und es leben noch Admirale, die mir ununtwunden gestanden, sie hätten, als sie jung waren, fest an das System des Matrosenpressens geglaubt. Heute ist die englische Blaujacks Vorbildlich für die ganze Welt und doch wird keinerlei Zwang oder Ungehörigkeit angewandt, um sie für den Dienst zu gewinnen. Der südafrikanische Krieg wird in der englischen Armeeführung die Ueberzeugung schaffen, daß der Soldat eben so gut bezahlt werden muß wie ein Zimmermann oder anderer Handwerker; und bei besserer Entlohnung wird zweifellos die Durchschnittstüchtigkeit des englischen Soldaten erheblich gewinnen.

In den Vereinigten Staaten, in England und vielleicht in allen Ländern mit parlamentarischer Regierung leidet man unter dem selben Uebelstand: es fehlt an geeigneten Einrichtungen, um in Friedenszeit bereits die Männer zu bestimmen, die im Kriege die Aktion leiten sollen. In England und Amerika rückt man in die höheren Stellen nur nach Anciennetät auf; es giebt da in wichtigen Stellungen Männer, von denen Jeder weiß, daß sie thatsächlich nicht mehr im Stande sind, ein Pferd zu besteigen, und deren Anwartschaft für ihre Charge auf Leistungen beruht, die zehn bis zwanzig Jahre alt sind. Natürlich sind sie inzwischen nicht leistungsfähiger geworden, sondern haben die Fähigkeiten, die sie früher besaßen, eher durch ein flottes Leben verringert. Daß solche Männer sich früher einmal bewährt haben, ist kein Grund, sie in Stellungen zu bringen, in denen sie die Wohlfahrt ihrer Untergebenen geradezu gefährden. Der kommandirende General in Tampa war so fett, daß man meinte, er könnte kaum in den Sattel gehoben werden und nicht ein Pferd, sondern allenfalls ein kleiner Elefant würde stark genug sein, um ihn zu tragen. Es war einfach ausgeschlossen, ihn sich im Felde zu denken, und doch war er aus politischen Rücksichten auf einen Posten gestellt worden, wo er über das Leben von Tausenden braver Leute verfügte. Was ich an körperlichen Bewegungen von ihm im Hauptquartier gesehen habe, ging kaum über eine Handhabung des Fächers gegen die Hitze und ein feierliches Erheben des Trinkglases hinaus.

Der Bur ist das Ideal des Bürgerfeldaten. Vor dem Kriege hatten mich einige Bekannte, die an den Goldminen von Johannesburg theilhaftig sind, versichert, die Buren seien degenerirt und feig, sie hätten verlernt, zu schießen, und würden um Frieden bitten, sobald sie die britische Armee zu Gesicht bekämen. Das war, wie alle wirklichen Kenner von Land und Leuten von vorn herein wußten, aber die Ansicht von Touristen, die Land und Volk nur aus Reisehandbüchern beurtheilten. Man muß eben zwischen Bur und Bur unterscheiden. Die Buren, die mit unseren Minenspekulanten in Berührung kamen, taugen allerdings nicht viel und haben — es fällt mir schwer, es zu sagen — alle unsere Untugenden. Aber es giebt noch genug Burghers von altem Schrot und Korn, die alle Eigenschaften unseres besseren Selbst haben und anders beurtheilt zu werden verdienen als mit landläufigen Phrasen.

In Südafrika muß jeder Soldat Etwas vom Buren haben, wenn er nicht jämmerlich untergehen soll. Tommy Atkins hat im „Veldt“ eine Menge Dinge zu lernen, die der Bur schon als Kind gelernt hat. Jeder Bur verfügt über gewisse praktische Fähigkeiten, die in seinem Lande für die Kriegsführung einfach unentbehrlich sind. Als ich nach dem Jameson Raid von Bloemfontein in das Basutoland reiste, machte ich die Bekanntschaft

eines Herrn, der auf den Tagungen des Höchsten Gerichtshofes zu thun hatte und den jetzigen Präsidenten Steyn, ehe er Staatsoberhaupt wurde, verschiedentlich begleitet hatte. Der Mann ritt seinen Klepper, den er selbst besorgte, verstand ein Feuer mit Büffelmist anzumachen, eine Mahlzeit im Freien zu kochen, eine schwierige Furt zu ermitteln, zu schießen, zu fouragiren und das Aussehen des Himmels zu beurtheilen, kurz: er wußte in hundert Dingen Bescheid, die man in jenem Lande wissen muß, aber im Kasernenhof nie lernen kann. Die Eisenbahn und die Anhäufung von Ansiedlern in einigen Städten haben allerdings den Charakter der Südafrikanischen Republiken etwas verändert, aber diese Veränderung ist doch nur oberflächlich. Gewiß: nicht jeder Afrikaner geht heute mit einem Löwen spaziren wie einst Dom Paul, als er jung war; aber es giebt immer noch eine unerfchöpfliche Jagd für Jeden, der sich einen freien Tag macht, und die Uebung mit der Flinte ist der gewöhnliche Zeitvertreib von Alt und Jung. Die Eisenbahn ist eine Ausnahmeerscheinung und für gewöhnlich muß, wer reist, sei es in Geschäften oder zu seinem Vergnügen, einige Ränste Robinsons Crusoe ausüben. Noch heute ähneln die Buren sehr den Pionieren des Westens, die den Mississippi überschritten und durch die großen Ebenen in schwerfälligen „Prairie-Schooners“, die mit Ochsen bespannt waren, zogen, das Dorado gegen die untergehende Sonne zu suchend.

Der Bur ist so schwer niederzukämpfen, weil er so Vieles mit uns gemeinsam hat. Er hat keine gelehrte Bildung — außer der Bibel liest er nicht viel —, er weiß nichts von Statistik und ist nicht einmal bis zu einer Vermögensaufnahme im Transvaal zu bringen gewesen, aber er ist ein ausgezeichnete Schütze, er ist höchst kaltblütig, er operirt auf der inneren Linie in einem Lande, das er kennt, er hat Vertrauen zu seinen Offizieren und wird nicht von politischen Abenteurern beschwindelt, wie der Jankeesoldat in Tampa, oder Strategen preisgegeben, deren Fähigkeiten, wenn sie solche je hatten, für die ihnen jetzt gestellte Aufgabe nicht mehr ausreichen. Er kämpft einen nationalen Existenzkampf, an dem sich nicht nur die Männer, sondern bis zu einer gewissen Grenze sogar die Frauen betheiligen.

Dieser Krieg ist für die ganze anglosächsische Rasse ungeheuer wichtig, weil er uns zu unserer Befriedigung zeigt, daß der südafrikanische Bur fähig und würdig ist, Schulter an Schulter mit uns an der Neugestaltung Afrikas zu arbeiten. Die Art der Buren ist die Art von Männern, die lieber der schwersten Gefahr ins Auge sehen, als daß sie sich einem politischen oder religiösen Zwang unterwürfen; es ist die Art der Männer, die zur Zeit der Königin Elisabeth die spanische Weltmacht in den Staub warfen. Mag das heutige Burenregiment im Recht sein oder Unrecht gethan haben: wir Angelsachsen freuen uns, daß in diesem Kriege Bur und Briten einander wirklich kennen

gelernt haben, was nie vorher der Fall gewesen war. Der Bur achtet den Briten und in England hat man aufgehört, geringschätzig von den Buren zu sprechen. Meine persönliche Erfahrung geht dahin, daß die Buren durchschnittlich in Bezug auf alle Mannestugenden den Vergleich mit uns aushalten können und daß sie uns in vielen Stücken sogar übertreffen. Nag im Volktraad Corruption zu finden sein: nun, daran fehlt es auch im Kongreß von Washington nicht! Jedenfalls hat sie noch nicht dahin geführt, den Kampfesmuth der Buren zu beeinträchtigen. Wenn Tommy Atkins sein Blut in diesem Kriege freudig vergießt, so fehlt ihm doch ein hohes Ziel, für das er Opfer brächte. Was er thut, ist einfach, was man ihn in Aldershot gelehrt hat. Er hält es für unmännlich, sich vor einer Kugel zu scheuen, er hält seinen Posten und läßt sich erschießen. So war es auch, als General Braddock die Hälfte seiner Mannschaft im Jahre 1755 in Virginien opferte, und so war es in dem Kriege, der im Jahre 1775 begann und mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten endete. Bur und Yankee haben den Krieg hauptsächlich in Kämpfen gegen Eingeborene und wilde Thiere gelernt. Die britische Armee sollte daraus eine Lehre ziehen. Ein Schütze, der hinter einem Felsstück Deckung sucht, ist darum noch kein Feigling; und die Aufgabe des Truppenführers ist nicht, vor Allem Schneidigkeit und persönliche Bravour zu bethätigen, denn diese Eigenschaften sind für einen Soldaten unserer Zucht selbstverständlich. Aber wie stark der Feind ist, wie er sich vertheidigt und wie er mit dem geringsten Verlust an Menschenleben auf eigener Seite besiegt werden kann: Das ist, worauf es ankommt. Eine Armee, die in Feindesgebiet kämpft, hat nicht die Aufgabe, für Zeitungsfansionen zu sorgen, sondern die, Schlachten zu gewinnen und den Krieg so schnell wie möglich zu Ende zu führen.

Der Yankesoldat kann von Tommy Atkins eine eheliche Verwaltung und eine bessere Fürsorge für die Feldarmee lernen; dagegen kann Tommy von dem Yankesoldaten lernen, wie man marschirt, wie man relognoszirt und wie man sich mit einem geschickten Feind in schwierigem Gelände schlägt. Beide aber können viel, viel mehr von diesem kleinen Aufgebot von Landleuten lernen, die bisher alle Anstrengungen der regulären Truppen zu Schanden gemacht haben und an Patriotismus, Einigkeit und kaltblütiger Intelligenz im Augenblick der Gefahr für jedes Volk in Waffen vorbildlich sind. Was dieser Krieg außer Zweifel setzt, ist, daß England und die Vereinigten Staaten so bald wie möglich die allgemeine Wehrpflicht annehmen sollten.

London.

Poultney Bigelow.



Die Schöne Seele.

Nachdem die Reformation die engen Schranken der mittelalterlichen Scholastik kühn durchbrochen hatte, gewann der Humanismus, dessen Regungen bereits seit längerer Zeit zu spüren waren, mehr und mehr an Einfluß. Mit dem wiederbelebten Sinn für die Antike trat das Gefühl für die Form in den Vordergrund und damit verband sich das Ich-Gefühl, das die Reformation als großartiges Geschenk der Menschheit vermacht hatte, — das Bewußtsein der Persönlichkeit, das jedem Einzelnen die Pflicht auferlegt, sich selbst zu bilden und Alles zu entwickeln, was eine höhere Vorsehung in ihn hineingelegt hat.

Der Pietismus hat die religiöse Seite dieses Bewußtseins besonders entwickelt. In der Vorstellung des Pietisten ist es die Seele, die mit der Gottheit, mit Christus verkehrt und dem Höchsten in Liebe sich nahen darf. Wenn sie aber dieses hohen Verkehres würdig sein soll, so muß sie, die Schlechte und Niedrige, sich zu höherer Vollenbung entwickeln, muß schön werden, um Christus, ihren Bräutigam, herrlich empfangen zu können. So ist denn schon in der Uebersicht der pietistischen oder vom Pietismus beeinflussten Dichter der Begriff der „Schönen Seele“ vorhanden, in erster Linie in rein religiösem Sinne. Die bekannteste „Schöne Seele“ des Pietismus ist das Fräulein von Klettenberg. Diese rein religiöse Bedeutung des Begriffes tritt aber von dem Zeitpunkt an, wo man den Ausdruck „Schöne Seele“ als eine Art Schlagwort, als ein Kennzeichen für gewisse Kreise anwendet, mehr und mehr in den Hintergrund.

Die andere Seite des Begriffes entwickelte Shaftesbury, der als Erster mit bewußter und gern betonter Anlehnung an die Antike eine Philosophie des Schönen lehrte. Er sieht in der antiken Kunst das Ideal aller Schönheit; die Ethik wird ihm zur Aesthetik. Er spricht das Wort aus: Das Schöne ist das Gute und das Gute das Schöne; und die führenden Geister des achtzehnten Jahrhunderts haben es ihm nachgesprochen. Shaftesbury wurde eifrig studirt. Durch ihn wurde wahrscheinlich Richardson und durch Richardson wahrscheinlich Wieland angeregt. Von nun an wird der Ausdruck immer häufiger und schließlich durch Rousseaus helle Aene allgemcin verbreitet.

In seiner Schrift vom Jahre 1793: „Ueber Anmuth und Würde“ sagt Schiller: „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen.“ Für gewöhnlich geräth aber im Affekten die Vernunft in Widerspruch mit den Forderungen der Natur, die vermöge der augenblicklichen Erregung um so heftiger sich geltend machen. Da nun also hier die Natur durch die Vernunft unterdrückt werden muß, während Beide im Ideal vereinigt sein sollten, so kann in Affekten keine ausgeglichene Harmonie, keine moralische Schönheit erzielt werden, sondern nur moralische Größe. Die schöne Seele muß sich also im Affekt in eine erhabene verwandeln.

In Schillers Theorie tritt deutlich hervor, daß die „Schöne Seele“ nicht

etwas Ursprüngliches, nicht etwas dem Menschen Angeborenes ist, sondern daß der Mensch sie entwickelt, daß er einen Läuterungsprozeß durchmachen muß, um endlich den Zustand der „Schönen Seele“ zu erreichen. Die „Schöne Seele“ ist ein Zustand: Gefühl ist das Kennzeichen ihrer Vollendung und eine That, indem diese Vollendung durch die vernünftige Reflexion bewirkt wird.

Wir sehen: den Dualismus im Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts findet man auch im Wesen der „Schönen Seele“ wieder; so zwar, daß der Verstand, die ästhetische Empfindung, die notwendige Bedingung für ihr Werden, das Gefühl ihre Aeußerung darstellt. Ist der Zustand der „Schönen Seele“ im Menschen erreicht, so ist der Mensch sittlich. Schiller gelangt zu dem Schluß: „Bei einer schönen Seele sind die einzelnen Handlungen nicht eigentlich sittlich, sondern der ganze Charakter ist es.“ Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Der Mensch hat sich für ihn durch die Reflexion der ästhetischen Bildung so weit erhoben, daß er im einzelnen Falle nicht mehr nach Gut und Böse fragt, sondern mit Nothwendigkeit das Richtige und Moralisch-Schöne trifft.

Die selbe Ansicht vom Werdegang der „Schönen Seele“ hat Johann Georg Jacobi. Nur zieht er einen gewissen Einfluß der Gottheit, die mit der Seele des Menschen durch Eingebungen und Träume redet, für die Vollendung mit heran. In der Erzählung „Charmides und Theone“, die auf der verderbten Insel Cypern spielt, schildert er ein unschuldiges Liebespaar. Charmides, abgestoßen von den üppigen Festen und Tänzen im Dienste der Venus, verlegt durch die verführerischen, die Sinne reizenden Bildnisse der Liebesgöttin, die sein hochberühmter Vater verfertigt, hat sich innerlich durch die Anschauung der wahren Schönheit, die ihm ein vergessenes, aus alter Zeit stammendes Venusbild offenbart, geläutert. Er ist allmählich eine schöne Seele geworden und Theone folgt seinem Einfluß. Obgleich Theone alle jungfräuliche Unschuld hat, wird sie erst dann eine schöne Seele genannt, als sie durch den Geliebten zum Nachdenken angeregt worden und zum Bewußtsein ihrer Vollendung gelangt ist. Beide wenden sich nun auch an ihre Umgebung und nach vielen mißlungenen Versuchen wird ein Orden der schönen Seelen gebildet, der in verschiedene Grade, die jeder Neuling erst durchwandern muß, eingetheilt ist. Also streng durchgeführtes Prinzip der Bildung und des Werdens, hier mit pedantischem, bewusstem Moralistren und Bildenwollen durchsetzt. Mit Jacobi habe ich das Gebiet der Dichtung betreten. Die „Schöne Seele“ in der Dichtung ist dem Leben entnommen und sie steht da so deutlich und greifbar vor uns, daß wir sie lebend zu sehen glauben.

Am vierzehnten Juni 1771 schreibt Karoline Flachsland an ihren Bräutigam Herder:*) „Ich habe die Geschichte des Fräulein von Sternheim gelesen, mein ganzes Ideal von einem Frauenzimmer! Sanft, zärtlich, wohlthätig, stolz und tugendhaft und betrogen. Ich habe köstliche, herrliche Stunden beim Durchlesen gehabt. Ach, wie weit bin ich noch von meinem Ideal, von mir selbst weg!“ Dieses Nachstreben zu idealen Höhen ist bezeichnend. So werden, wie Julie, wie Fräulein von Sternheim, ist höchster Wunsch. Man geht bewußt darauf aus,

*) Aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Dünker und Ferdinand Gottfried von Herder. Dritter Band. Herders Briefwechsel mit seiner Frau. (April 1771 bis April 1779) Zweite Auflage. Frankfurt a. M. 1857.

die Empfindungen, die man bei diesen Idealbildern findet, in Briefen und im thätigen Leben nachzuempfinden und nachzuäußern. Die schöne Seele weiß, daß sie schön fühlt und handelt, sie unterscheidet sich mit Bewußtsein von den Seelen, die noch nicht so hoch gestiegen sind. Ein Mann wie Merck, der Lieber an den Mond dichtet, der Thränen darüber vergießt, daß Herder in Hüldeburg keinen ihm zusagenden Menschen hat, schwimmt, wie Karoline (Ende März 1772) schreibt, „doch nicht so ganz in dem Vergnügen der Seele.“ Als ein Zeichen höherer Tugend wird die „sanfte, süße, einsame Thräne“ angesehen, die so viel Seligkeit giebt. Thränen zu weinen, ist höchstes Glück. Karoline schreibt an Herder (November 1771): „O, wie glücklich bin ich, daß ich von meiner Jugend an hab' weinen können. Es ist Trost und Wollust in den Thränen. Komm, wenn Du mich liebst, und weine mit mir. Süße Wehmuth ist der Liebe heiligstes Heiliges!“ Und wie im Sprachgebrauch der schönen Seelen die Seele Trägerin der Empfindungen, Aeußerungen und Handlungen ist, so vermag auch sie zu weinen. Karoline feiert mit ihrer ganzen weinenden Seele die tote Clarissa. Eben so schnell wie mit Thränen ist man mit Ruß und Umarmung bei der Hand. Wenn man in gleichgesinnitem Kreise beisammen ist, überläßt man sich ganz der vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft und ist noch lange in süßen Träumen von Freundschaft befangen. Was man im Augenblick gefühlt hat, sucht man auf jede Weise in der Erinnerung festzuhalten. Man schenkt einander blaue Bänder, blaue Herzchen an weißem Unschuldsband, Blümchen aus dem Garten und legt sie in Bücher. Vor Allem aber schreibt man den Freunden unzählige Briefe, lange und kurze, — Briefe voll schwärmerischer Versicherungen von Liebe und Zärtlichkeit, voll enthusiastischer Berichte von Begegnungen mit schönen Seelen und von Eindrücken aus der Lecture. Als Karoline Flachland einmal in einem Briefe an Herder nichts oder nur wenig dieser Art schrieb, glaubte sie, sich entschuldigen zu müssen, weil der Brief nichts als Erzählung sei, „um derentwillen man sie gar für eine gute Zeitungsschreiberin halten könne.“

Außerordentlich gesteigert durch diese fortwährend erregte Gefühlschwärmerei wird die Phantasie, die sich besonders darin gefällt, abwesende Personen als gegenwärtig zu malen. Häufig findet man, daß der Geliebte das Bild der Geliebten betrachtet und dabei glaubt, sie leibhaftig vor sich zu sehen, oder daß der Freund so lebendig erscheint, als sollte er gleich zu reden anfangen.

„Je länger ich Sie auf dem Bilde ansehe, desto mehr scheint die himmlische Seele gleichsam emporzuquillen und sich sanft zu entthüllen“, schreibt Herder an seine Braut und er denkt vielleicht dabei an die Szene in Rousseaus „La Nouvelle Héloïse“, wo St. Preux Julies Bild betrachtet und dabei ihre Reize athmend vor sich zu sehen glaubt. Die Phantasie braucht aber nicht einmal das Bild der Geliebten. Für Herder genügt es, sich Karoline bei der Lecture des „Kamillo“ vorzustellen, um zu empfinden, wie sie ihm ihr verschämtes, empfindungsvolles Auge zuwendet, und um ihre Seele an seine Lippen zu drücken.

Ein ähnlicher Fall, wohl aus der Neuen Héloïse herübergenommen, ist die Zergliederung der Empfindungen, von denen man besesselt ist, wenn man in der Kammer der Geliebten weilt. Die wundervolle Gestaltung der Szene, wo St. Preux die Geliebte in ihrem Schlafzimmer erwartet, hat in dem Bewußtsein der Zeitgenossen stark nachgewirkt. Das Kämmerchen ist ein Heiligthum.

Herder begleitet Karolinen in Gedanken in ihr heiliges Schlafzimmer und weist an ihrem Bett. Jacobi dichtet: „Du kleines Lager, wo vergnügt die Schönheit mit der Unschuld liegt! Beglücktes Heiligthum der Liebe.“

Karoline Glackland ist der vollendete Typus der „Schönen Seele“, und zwar insofern, als man bei ihr ganz deutlich merkt, wie diese ganze Empfindungseligkeit etwas Neuhelisches, Angeleertes ist. Im innersten Herzen ist sie unberührt von dem flimmernden Schein, der sich um die schönen Seelen breitet, natürlich und freisch. Herder selbst nennt sie eine kindliche, offene, einfältige, gute Seele und wünscht, daß sie bleibe, wie sie ist. Darum kann sie auch ruhigen Gewissens über die hochgespannte Empfindungsspielerei anderer schöner Seelen pöffen und sie zurückweisen. Sie fühlt, daß sie mit ihnen nichts gemein hat, merkt aber gar nicht, daß die äußeren Formen bei ihr die selben sind und daß sie sich von ihrer Umgebung bis zur Verleugnung ihrer selbst hat anstecken lassen. Sie urtheilt selbst einmal von sich, sie habe in ihrem armen Gehirn zu wenig Phantasie, um eine Schwärmerin zu sein. „Was ich sehe und glaube, sehe ich Alles mit solchen gefunden, ausgewaschenen, leidhaftigen Augen an wie unser Freund Sancho.“ Ohne alle Mädchenblödigkeit redet sie davon, daß ihre süße Bestimmung sei, dereinst eine gute Gattin und Mutter zu sein. Sie findet wunderbar schöne, einfach liebliche Töne. Da, wo sie Herder bittet, ihr zur Verlobung keine Geschenke zu bringen, redet die rührende Sprache ihres liebenden Herzens.

Herder hatte sie auch ganz so begriffen. Als er sie in ihrem schüngeistigen Kreise zurücklassen mußte, schrieb er ihr. „Rehren Sie sich, meine liebste vortreffliche Freundin, an alles Zuckerwerk und Nüchterelei von Empfindung nicht, mit denen man sich im Uebermaß eben so sehr und noch ärger den Magen verdirbt als mit den offenbarsten Völlereien.“ Und: „Der Mensch ist zu etwas Besseren auf der Welt da, als eine Empfindungspuppe oder ein Empfindungströbber zu sein.“ Eine solche Empfindungspuppe ist dagegen der im darmkräuter Kreise viel verkehrende Deuschlerling. Er schrint ein fader, lästiger Geißel gewesen zu sein, der durch seine tränkliche Empfindsamkeit und sein aufbringliches Moralistiren bei Herdern und Karolinen anstich. Er ist die Karikatur der „Schönen Seele“. Bei Jacobi überlud er sich den Magen mit Milchspeise, meinte Herder. Mit dem Wort „Milchspeise“ wird die Dichtweise J. W. Jacobis treffend charakterisirt. In seinen Gedichten herrscht eine Weichheit, eine Kraftlosigkeit, die unentzögl'ich sein würde, wäre sie nicht mit einer wahrhaft kindlichen Liebenswürdigkeit und naiven Unschuld gepaart, die sich in heiteren Spielen auf blumigen Wiesen bei Hübtenklang und Rosenkränzen vergnügt und dem Betrachter ein Lächeln ruhigen Mitgenießens entlockt. Er wendet sich nicht an das deutsche Volk, sondern begnügt sich, einige Seelen des weiblichen Geschlechtes durch seine Dichtung zu verschönen. Dabei wird er nicht gewahr, wie sehr seine Gesühle Spielerei sind, und theilt hierin den Fehler aller schönen Seelen; denn eine eigenthümliche Charaktereigenschaft der schönen Seele ist die Selbsttäuschung, in der sie sich wirgt: ihr Dilettantismus.

Wenn im weitesten Sinne des Wortes irgend Etwas den Dilettanten von dem ernstern, strebenden Menschen unterscheidet, so ist es der Umstand, daß der Dilettant, und zwar der gebildete, sich überall an das Westheltisch-Schöne im Leben wendet, daß das Leben ihm nur so weit lebenswerth dünkt, wie es dazu

beiträgt, dem eigenen Dasein lichte Farben, ein gewisses Wohlbehagen zu geben. Die Arbeit, so weit er sie, um dieses Ziel zu erlangen, braucht, ist ihm nicht Endzweck, sondern Mittel zum Zweck.

Wie anders spricht Schiller in dem Aufsatz „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“! . . . „Keine Erkenntniß wird durch die Empfindung der Schönheit gewonnen“ . . . „Unser Wissen wird durch die Urtheile des Geschmacks nicht erweitert“. Hier wird auf den Grundmangel einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes hingewiesen; und in der That: die schönen Seelen krankten in größerem oder geringerem Grade an diesem Mangel. „Us pronnent,“ sagt Rousseau in der ersten Vorrede zu seiner Neuen Heloise, „pour de la philosophie les honnêtes délires de leur cerveau.“ Darum wird es ihnen auch leicht, über die mannichfachsten, schwierigsten Fragen mit ernsthaftem Gesichte zu diskutiren, Probleme der Philosophie, Moral, Geschichte und Mathematik in Briefen und geistreichen Unterhaltungen zu erörtern. Aber all diese Beschäftigung bleibt ein Spiel, das nur die Oberfläche der Dinge kränfelt.

Der Grund für diesen Dilettantismus mochte zum großen Theil in der verkehrten Erziehung liegen. Verderblich war sicher das Hofmeisterunwesen. Den Knaben und Mädchen wurden allerlei Dinge beigebracht, ohne daß sie in irgend einem Fache das Wesen der Sache gründlich erfahen; nur eine gewisse Gewandtheit, eine graziose Leichtigkeit, auf Spaziergängen über Politik und Weltgeschichte und alles Erdenkliche zu reden, wurde erworben und durch fortwährende Übung gesteigert. Wie weit der Dilettantismus jener Tage verbreitet war, lehrt uns anschaulich, „Wilhelm Meister“.

Goethe wollte in einer Abhandlung „Ueber den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Lebensweisheit in den Künsten“ das Uebel an der Wurzel angreifen. Er hat den Entwurf nicht vollendet; doch als Versuch haben wir den „Wilhelm Meister“.

Dem Dilettantismus der schönen Seele entspricht es, wenn ihr Leben, sofern sie es nicht selbst durch gesellschaftliche Zerstreungen, durch selbstgewollte oder wenigstens selbstverschlimmerte Seelenkämpfe unruhig gestaltet hat, in behaglichem Fluß, in heiterem Genuße dahingleitet.

St. Preux maßt das häusliche Leben seiner Julie folgenbermaßen: Elle s'occupe, sans ennui, des travaux de son sexe, elle orne son âme des connaissances utiles, elle ajoute à son goût exquis les agréments des beaux arts et ceux de la danse à sa légèreté naturelle . . . Je la vois consulter un pasteur vénérable sur la peine ignorée d'une famille indigente, la secourir ou consoler la triste veuve et l'orphelin délaissé. Tantôt elle charme une honnête société par ses discours sensés et modestes, tantôt en riant avec ses compagnons elle ramène une jeunesse folâtre au ton de la sagesse et de bonnes mœurs“.

Karoline Flachsland schreibt italienische Arien ab, und zwar möglichst fauste, wie überhaupt die Damen vielfach Gedichte abschreiben und sammeln. Ein besonders unter den Damen weit verbreitetes Unterhaltungsmittel ist das Spiel, das oft bis zur Leidenschaft ausartet. In all diesem Thun, in Beschäftigung und Unterhaltung herrscht eine feine Liebenswürdigkeit, eine Grazie und eine Art kindlichen Selbstgeföhles, die wirklichen Verdruß über die Oberflächlichkeit des

Dandeln's nicht aufkommen läßt. Auch wurde immerhin durch diese Liebhaber und Liebhaberinnen des schönen Geschmacks ein Sinn für Form und Eleganz verbreitet, der, wenn er einmal seine Absurdtäten und Verirrungen abgestreift hatte, als ein Bleibendes dem allgemeinen Volksleben zu Gute kommen mußte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in dem lebenswürdigen, schmiegsamen Empfindungsleben gewisser Kreise die erste Spuren und Bedingungen der Poesie der Romantiker sucht. Auch sie leidet freilich an dieser Plan- und Ziellosigkeit, die den Eingebungen des Augenblickes, der schweifenden Phantasie die Führung überläßt und Gefühle und Empfindungen an die Stelle scharf umschriebener und logisch fortschreitender Gedanken setzt. Ihre bunte Farbenpracht steht dem eigentlichen Leben eben so fern wie das Ibyll der schönen Seele.

Der Boden, auf dem die „Schöne Seele“ erwuchs, ist die feine Kultur, die Lust, die sie athmete, die mit Problemen gesättigte Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts. Das schwärmende Träumen von unschuldvollem, friedlichem Dahinleben abseits vom Getriebe der Welt ist nichts Anderes als das zwiespältige Sehnen nach wirklicher Natur und reinem Glück.

Die Natur redet eine einfache, Allen verständliche Sprache. Aber Rousseau erklärt, man müsse das menschliche Herz genau zu analysiren verstehen, um die wahren Gefühle der Natur zu entdecken. Um die Feinheiten des Herzens zu schmecken, von denen sein Werk „Die neue Heloise“ erfüllt ist, verlangt er eine Partheit des Taktgefühles, das sich nur durch die Erziehung der großen Welt erwerben lasse. Die große Welt aber lehrt doch nicht Natur, sie lehrt nur die Feinheiten des Herzens erkennen, die sie selbst in ihren Kreisen herausbildet, — in den Kreisen, von denen Rousseau sagt, daß in ihnen jener subtile Sinn herrsche, der zwar die Tugend selbst nicht besitze, aber das Herz bei ihrem Anblick in Entzücken setze. Also: die Personen der Neuen Heloise sind zwar äußerlich Provinz-bewohner, leben abseits vom Getriebe der Hauptstadt, im Grunde aber unterscheiden sie sich nur wenig von den pariser Weltkindern. Wenn St. Preux und Julie Etwas fehlt, so ist es höchstens der bel esprit, das virtuosenhafte und geschmeidige Wesen der pariser galanten Salons. Julie und ihre Freundin, so jung Beide sind, haben doch bereits Kenntniß von den intimsten Beziehungen der Geschlechter. Die Erzieherin ihrer Jugend hat ihnen von den eigenen Liebesabenteuern erzählt, ihnen tausend Dinge gesagt, die die beiden jungen Mädchen vor den Fallstricken der Männer bewahren sollten, — und sie dadurch zu frühreifem Denken angeregt. Bei Julie kommt noch ein Zweites hinzu: neben der allzu weit getriebenen Fürsorge der Erzieherin steht die harte Strenge der vornehmen Eltern. Ihre Erziehungsmethode bewirkt, daß das Mädchen die reinste Liebe für den Gipfel der Unchre anfieht; daß sie glaubt, das fühlende Mädchen sei verloren beim ersten zärtlichen Wort, das ihre Lippen sprächen. Und nun sproßt in ihr die Liebe, die Liebe zum Mann, so gluthoß und erhaben, so sinnverwirrend und farbenprächtigt, so verlangend und verzichtend zugleich, daß Romeo und Julia vor dem rousseauschen Paar verblaffen müßten, fehlte diesem Bunde nicht Eins, das die Liebenden in Verona so ewig jung und unverwundlich erscheinen läßt: die frisch gesunde, reine Sinnlichkeit.

Es weht eine heiße Lust in dem französischen Roman. Rousseau selbst

sagt, ein Mädchen, das nur die ersten Seiten lese, sei für immer verloren. Vom ersten Brief an, den Julie schreibt, herrscht eine wahrhaft fiebernde Angst vor dem Kommenden in ihrer Seele, eine Angst, die ihr mit schreckender Deutlichkeit zeigt, wohin sie mit unwiderstehlicher Macht getrieben wird. Eine solche Stimmung ist aber nur da vorhanden, wo an der Stelle einfacher, mädchenhafter Gefühle krankhaft vorausgreifende Phantasie herrscht. Lieft man die Stelle im neunten Briefe: „Le moment de la possession est une crise de l'amour“, so kann man mit Gewißheit sagen: Das Mädchen, das einmal ein solches Wort geschrieben hat, muß einst fallen.

In der zweiten Vorrede führt Rousseau sie ein als „une jeune fille offensant la vertu, qu'elle aime“. Wie erklärt sich dieser Widerspruch?

Vermögen wir Das festzustellen, so wissen wir, wie es mit der Sittlichkeit der schönen Seele steht. Hier hilft uns Schaller. In dem bereits erwähnten Aufsatz „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ heißt es: „Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinktes. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft und versteht sich dazu, die Objecte seiner Begierden sich von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen.“

Wir stoßen wieder auf eine Selbsttäuschung der schönen Seele. Wie Rousseau selbst zwischen *sentiment* und *âme sensible* fein unterscheidet, so Jaffe zwischen *amour* und *amant*. Ihr Herz, meint sie, habe Liebe nötig, aber ihre Sinne brauchten keinen Geliebten.

Bis zu welchem Grad die vermeintliche Sittlichkeit der schönen Seele geradezu Unsitlichkeit wird, zeigt auch Wellerts Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G . . .“ Wellert wollte die Heldin als durchaus moralisch und nachsichernswürth, im Sinne der richardson'schen Pamela, darstellen: in Wirklichkeit ist sie eigentlich stets doppelt verheirathet. Wenn aber ein Mensch in einzelnen Fällen da, wo er sittlich zu handeln glaubt, nach allgemeinen Begriffen unsittlich handelt, so muß er sich eine Art Sittlichkeit zurecht konstruiren, die über den allgemeinen sittlichen Forderungen im besondern Falle wie ein höhers Geseß steht. Eine Parodie auf dieses komplizirte Sittlichkeitsprinzip der schönen Seele scheint mir die amüsante Geschichte vom Prinzen Biribinker zu sein, die das sechste Buch von Wielands Roman „Don Sylvio von Rosalba“ ausfüllt.

Biribinker geräth auf seinen wunderbaren Abenteuern zur Ondine Mirabella. Diese, von dem mächtigen Geist Badmanaba, der sie liebte, wegen offenerer Untreue mit einem Fluch belastet, erzählt dem Prinzen die Geschichte ihres Vergehens: „Blog, so hieß mein Freund, der Salamander, war zu gleicher Zeit der zärtlichste und der geistigste Liebhaber der Welt. Er merkte gleich, daß mein Herz nur durch den Kopf gewonnen werden könne. . . Er ging mit mir um, als ob ich lauter Geist gewesen wäre. Anstatt mit mir zu tändeln, analysirte er mir die geheimnißvollen Schriften des Averroës. Wir sprachen ganze Tage lang von unseren Empfindungen; und ob es gleich im Grunde immer die selbigen waren, so mußten wir ihnen doch so vielerlei Wendungen zu geben, daß wir immer etwas Neues zu sagen schienen.“ Ohne Zweifel ist das Alles Parodie; denn in Wirklichkeit bleiben Beide keineswegs bei diesem geistigen Gedankenaustausch stehen.

Wir sehen: die Sittlichkeit der schönen Seele ist ein zusammengesetztes Gebilde, nicht einfach so oder so zu bestimmen. Rousseau selbst hat Das empfunden. Er sagt, man könne kein lebhaftes Interesse an der Neuen Deloïse nehmen, sans avoir ce sixième sens, ce sens moral, dont si peu de cœurs sont doués et sans lequel nul ne saurait entendre le mien.

Dieser sechste Sinn ist eben der eigenthümliche, moralische, der sich nicht in einen Satz oder in eine Formel sperren läßt, jenes unbestimmte Etwas, das dem Empfindungsleben der schönen Seele seinen charakteristischen Ausdruck verleiht und das vielleicht in der endgiltigen Definition enthalten ist: die Sittlichkeit der schönen Seele ist eine beseeelte Sinnlichkeit, bestimmt durch das Schönheitsgefühl.

Es sind ziemlich verschwommene Begriffe, die Verstand und Gemüth der schönen Seele charakterisiren. Gerade wegen ihrer Phantasie, ihrer regsamen Gewandtheit verschmilzt sie den einen Gedanken mit dem andern, sei es durch Freude an der sich daraus ergebenden schönen Gestaltung, sei es durch den ihr anhaftenden spielenden Trieb oder in Anlehnung an irgend welche wirkende Einflüsse literarischer Art. Ein bezeichnendes Merkmal dieses Charakterzuges ist die Verschmelzung von Liebe und Religion.

Diese Verschmelzung wird am Stärksten durch Fräulein von Mettenberg vertreten. Sie ist innig und überzeugt in die stillen Tiefen des Pietismus versenkt und ihr persönliches Verhältniß zu Gott weist jede äußerliche Neigung ab. Auch sie erzählt aber, wo sie ihr heißes Ringen beschreibt, zu erfahren, was Glaube sei, und im Bilde plötzlich den gekreuzigten Jesus gesehen habe: „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuz hin, an dem Jesus einst erblühte, ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird.“

Ich füge zur Charakteristik aus Herders Briefwechsel mit seiner Braut hinzu: „Sei meine Vorbitterin bei Gott, süße Liebe“, oder: „Haben Sie ein Bild von Ihnen, wohlan, es fliege her und ich will ihm täglich opfern.“ „Ihr sanfter, halbverschlossener Marienbild“, oder, indem er biblische Wendungen gebraucht: „süße Pilgerin im Thale des Kammers.“ Oft endet er Sätze und Perioden mit Amen oder Hosiannah, einmal sogar mit Kyrie Eleison; und Karoline, die ihn gelegentlich mit „Du Engel Gottes“ anredet, schreibt, daß ihm ein ewiger, ewiger Altar in ihrem Herzen gebaut sei.

Die am Meisten in die Augen fallende Erscheinung im Wesen der schönen Seele ist nach Alledem das Weiche der Empfindung, das Zerfließende und Verschwommene der Anschauung, — leicht erklärlich durch das vorherrschende Walten des Gefühles. Das Selbstbewußtsein der Renaissance hat sich in der schönen Seele erhalten, aber nicht im kraftvollen Betonen dieses Prinzipes, sondern im weichen Genießen und Schwelgen in der eigenen Persönlichkeit. Niemand wird aber ein solches Empfinden als frisch und gesund bezeichnen, im Gegentheil: man darf sagen, die schöne Seele war krank wie die ganze Zeit. Eine Krankheit braucht ja nicht immer zum Tode zu führen. Es kann im Blute eine Mattigkeit und Müdigkeit walten, die die lebendige Thatkraft lähmt und dem Beschauer als allgemeiner Leidenszustand erscheint. So ist es mit dieser Zeit, die

Verder gelegentlich als ein „spitzfindiges, zerstreutes, früh entkräftetes, mit Empfindungen und Jahren und Lebensaltern hinscherzendes Jahrhundert“ bezeichnet. Wo das Gefühl überwuchert, muß eine falsche Beurtheilung der Dinge, eine falsche Auffassung des eigenen Thuns Platz greifen. Alles Gedachte ist der schönen Seele zuwider und wird von ihr den süßen Eingebungen des Gefühles nachgestellt. Eine krankhafte Ueberreizung des Nervensystemes wird dadurch hervorgebracht. Ueber grenzenlosen Wünschen und ätherischen Gefühlen beraubt man sich selbst der Freude an der Gegenwart. Aus dieser Stimmung heraus ruft St. Preux: „O Julie, que c'est un fatal présent du ciel qu' une âme sensible! Celui qui l'a reçu doit s'attendre à n'avoir que peine et douleur sur la terre.“

Wo so ganz und gar die eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt der Gefühle und Beschäftigungen bildet, wo die quälende Selbstbeobachtung die erste Stelle im Empfindungsleben einnimmt, wird bei wenig energischer Anlage stets eine Störung, eine Erschlaffung in den Lebensfunktionen eintreten; die einseitige, nur auf das Subjekt beschränkte, stets in sich zurücklaufende Reflexion lähmt jedes thätige Handeln. Wo man dagegen die Persönlichkeit als drängende, gährende Kraft auffaßt, die schöpferisch gestalten will, da gelten andere Ideale. Daher faßt einem Goethe in seiner Dichtung der Begriff „Schöne Seele“ fremd. Daher fassen auch die Stürmer und Dränger den Begriff „Schöne Seele“ in einem ganz anderen Sinn. Die schöne Seele ist ihnen eine leidenschaftliche, wie ihnen das Ideal der Dichtkunst der leidenschaftliche Mensch ist. Das, was dem Menschen des Sturmes und Dranges seine Schaffenskraft verleiht, was ihn mit spontaner Gewalt drängt, sein Herz auszuschütten, ist das geheimnißvolle *inspiration*, sein Genius, der in Aufruhr und Sturm zu ihm redet. In der schönen Seele dagegen, wie wir sie erkannt haben, schlummert dunkel und verborgen die Welt des eigenen Selbst, die über ihre innere Verfassung nicht hinauskommt und in verschwommenen Begriffen von reizvoller Form sich erschöpft, statt dem Leben Inhalt und Wahrheit zu verleihen.

Wie wenig stimmt dieses letzte Resultat mit dem Idealbild zusammen, das Schiller in seinem Traum einer ästhetischen Erziehung des Menschen geschaffen hat. Wohl mag sich in einem idealen Leben die schöne Seele zu einer moralischen im Sinn Schillers entwickeln; sobald sie aber auf den Boden der Wirklichkeit gesetzt wird, stürzen die rauhen Winde der Außenwelt auf sie ein und machen sie krank vom Augenblick ihres Bestehens an. Die Aeußerungen des Gefühles werden so „vollgestopfte Sentiments und Tugendssprüche, für Schneeflocken anzusehen, und weiße, stäubende Rosen.“

Bei allen ihren Schwächen hat die schöne Seele doch ein ungetrübbtes Glück genossen; wo sie Schmerz fühlte — und sie hat ihn reichlich gelostet —, war es ihr eine Art Wollust des Gefühles. Glücklich war sie gerade in ihrer Schwachheit. Das sprach auch Jacobi aus, als er über die Neue Heloise urtheilte: „Wer das Buch las, fühlte sein Herz schlagen. Er fühlte, wie Menschenherz ein so schwaches Ding sei, wie aber ohne dasselbe keine Wonne des Lebens wäre.“

Leipzig.

Walther Rüdler.



Haben die Pflanzen Nerven?

Es ist sicher, daß die vielzelligen Thiere und Pflanzen von den Protisten herkommen."

In diesem Satz hat Haeckel den Muth gehabt, zu behaupten, daß die Pflanzen von den Thieren abstammen; und da seine Beweisführung mir unwiderlegbar erscheint, zögere ich nicht, a posteriori den Satz aufzustellen, die Pflanzen besäßen Nervencentren.

Die Haut der *Gastraea* schließt schon ein rudimentäres Nervengewebe ein, die Zoophyten oder Thierpflanzen haben Nervenmuskelzellen und bei den *Echinodermen* sind Nerven- und Muskelzellen getrennt.

Man hat die Pflanzen auf Grund ihrer Unfähigkeit, sich von Ort und Stelle fortzubewegen, tiefer als die niederen Thiere stellen wollen; aber wenn in Wahrheit die Fähigkeit, den Platz zu wechseln, eine höhere Existenzstufe beweise, müßte man Vögel und Insekten für übermenschlich begabt halten und die Zoosporen der Alge auf eine höhere Stufe stellen als die *Orchideen*.

Erinnern wir uns der *Ascidia*, die man zu so verschiedenen Zwecken mißbraucht hat; sie fängt mit einem Nomadenleben an und ist mit einem Rückenmark begabt; des unfruchtbaren *Bagabondirens* müde, heftet sie sich schließlich an den Boden des Meeres, wo sie ihre Beute erwartet. Wenn Das geschieht, hat sie ihr Rückenmark verloren, aber nicht ihr Nervensystem; und ihre Haut hat sich in eine Art von Zellengewebe verwandelt, das der Epidermis der Pflanzen ähnlich ist.

Könnte die *Ascidia* uns vielleicht auf die richtige Spur führen? Ist sie vielleicht ehemals ein Wirbelthier gewesen, das, des Kampfes müde, sich zu einem Mantelthier zurückentwickelte, eine Art Wurzel trieb und die Zellenhaut der Pflanzen annahm?

Woher stammen die Pflanzen denn, da sie die Fortpflanzungart der Säugethiere bewahrt haben und deren Organe, männliche wie weibliche, zum Berewechseln nachahmen?

Ist der *Seetang*, dessen Epidermis Gelatine führt und dessen Zoosporen freiwillige Bewegung besitzen, den Thieren näher als die unbeweglichen Wesen, die mit Cellulose bedeckt sind? Wahrscheinlich nicht, obgleich es oft sehr schwer ist, in der Natur festzustellen, was Fortschritt und was Rückgang ist. Wenn aus der Schnecke eine Muschel wird, wie Haeckel nachgewiesen hat, so bedeutet Das zwar vom morphologischen Standpunkt aus einen Rückgang, dagegen einen nützlichen Fortschritt für die Muschel, die jetzt durch ihre hermetisch verschlossenen beiden Schalen und durch ihre relative Unbeweglichkeit viel besser geschützt ist, als es die Schnecke vorher war.

Ein Insekt, das sich auf einer Pflanze niederließe, um sein bewegliches

Leben plötzlich einzustellen, würde sich ohne Zweifel in eine Blattlaus verwandeln; es würde seine fein organisirten Fühler und die unnütz gewordenen Flügel allmählich verlieren und sein Mund würde ein Saugorgan werden, das der Pflanzenwurzel entspräche.

Wenn ein Epheuweig, der sich um einen Baumstamm geringelt hat, anfangen würde, Adventiwurzeln zu treiben, und diese sich üben, wie Nahrungorgane zu funktionieren — was vielleicht bei Epheu, der auf Mauern mit Körteibewurf in die Höhe klettert, wirklich stattfindet —, so würde der Zweig sich schließlich nach und nach von der Hauptwurzel abwenden und Parasit werden.

Ich machte einmal den Versuch mit einem Epheu, der eine Fichte mit seinen Adventiwurzeln umschlang; ich schnitt ihn ab und der abgeschnittene Zweig lebte noch zweiundzwanzig Tage.

Die *Cuscuta*, die sich an Nesseln klammert, stellt jeden Rapport mit der Erde ein, sobald sie bei ihrem neuen Wirth Wurzel gefaßt hat, — doch zur selben Zeit vereinfacht sie sich gänzlich.

Die Mistel, die zuerst an den Bäumen hinaufkrochen mußte, ist in der Folge vollständig Parasit geworden. Ihre Blätter gleichen denjenigen der *Kotyledonen* und ihre Fortpflanzungart nähert sich der der *Kryptogamen*, da die Staubköbchen sich in dem Mark der Blumenblätter befinden und die Keimfäden in dem der Fruchtblätter.

Niemand denkt daran, den Pflanzen die fünf thierischen Funktionen abzusprechen, nämlich: Ernährung, Verdauung, Circulation, Athmung und Fortpflanzung. Die Wurzel ist der Magen der Pflanze und die Haare der Wurzelchen sondern außer Kohlensäure, Essigsäure und Chlornasserstoffsäure auch mehrere organische Säuren ab. Daß die Wurzel Chlornasserstoffsäure ausscheidet, giebt ihr eine frappante Aehnlichkeit mit dem Magen der höheren Thiere.

Hat die Wurzel der Pflanze Absonderungsdrüsen, die der Leber und der Bauchspeicheldrüse entsprechen und ohne die keine Verdauung stattfinden kann? Die Botanik antwortet: Nein.

Bei den niederen Thieren sondern die Epithelzellen der Gedärme Das ab, was wir Galle nennen würden, und bei den Insekten nehmen die Schleimkanäle die Stelle der Leber ein.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wurzeln keine Leber haben, dagegen scheint es, daß die Wurzelhaare, die Verdauungstaschen und vielleicht auch die Haare die Fähigkeit der Verdauung besitzen, und zwar bis zu dem Grade, daß sie selbst Steine verdauen können.

Kurz: das äußere Kleid der Wurzel, das immer drüsig ist, sondert ab und saugt ein wie ein Darm und führt den zur Hälfte zubereiteten Stoff in den centralen Cylinder, in dem das Aufsteigen beginnt und den man ein Milchsaftgefäß nennen könnte.

Dieses Gefäß geht in den Wurzelhals aus — bei den Dicotyledonen in die Peripherie des Stammes — und führt, wie die Aderu, den Nahrungsaft in die Lungen oder Blätter über, wo Das stattfindet, was man Oxydation nennt. Wenigstens will ich annehmen, daß der Prozeß in den Blätterlungen eine Oxydation ist, obgleich er eben so gut eine Verdampfung genannt werden könnte, eine Absonderung von Kohlensäure, Wasser, Ammoniak und Stickstoff . . .

So weit sind alle Botaniker einig; aber hier trennen sich ihre Wege. Die Einen glauben, daß der in den Blättern oxydierte Nahrungsaft durch die Pflanze zu den speziellen Gefäßen hinabsteige, Andere, wie Sachs und van Tieghem, sind entgegengesetzter Ansicht.

Da die Cirkulation bis hierher vollkommen der Blutcirculation bei den höheren Thieren gleicht, liegt es sehr nah, auch bei den Pflanzen nach Arterien zu suchen, die die Säfte durch den ganzen Organismus verbreiten.

Daß dieser Punkt bisher aber nicht aufgeklärt werden konnte, kommt daher, daß die Ernährung vielleicht nur periodisch stattfindet. Die Obstbäume haben zwei Saftstöße: den einen im Frühling und den zweiten gegen Ende des Sommers. Und der Winterschlaf der Pflanzen, die ihre Blätter abwerfen, könnte sehr wohl nur eine Periode der Ausarbeitung der Säfte sein.

Alles Das ist wissenschaftlich noch so wenig aufgeklärt, daß man genöthigt ist, bei Landwirthen, Gärtnern und Apothekern in die Lehre zu gehen, um einigermaßen eine Vorstellung davon zu bekommen, wie die Natur arbeitet.

Man nimmt heute an, die Cirkulation sei bei den Pflanzen nicht durch ein Herz geregelt, sondern durch mechanische Kräfte: als ob nicht auch das Herz mechanisch wie eine Pumpe thätig wäre! Vor fünfzig Jahren glaubte man, daß gewisse Zellen oder Gefäße Systole- und Diastolebewegung besäßen*), heute leugnet man Das.

Ein wenig bekannter Autor erwähnt im Vorübergehen, der Wind spiele eine besondere Rolle in dem Leben der Pflanzen.

Ich kann darauf hier nicht näher eingehen, verweise aber auf die beiden Saftstöße, die ich eben erwähnte, und ihr merkwürdiges zeitliches Zusammenreffen mit den Aequinoctialstürmen des Frühling und Herbstes.

Was endlich die Fortzeugung der Pflanzen betrifft, so kann sie nicht nur derjenigen der höheren Thiere verglichen, sondern in gewissen Sinne sogar als identisch damit betrachtet werden.

Wenn man dann aber fragt, wie es möglich sei, daß so verschiedene Funktionen, von denen jede ihr eigenes Organ hat, ohne verschiedene Energiecentren oder Innervationorgane thätig sein könnten, läßt uns die Botanik ohne Antwort. Sie bleibt dabei: die Pflanzen haben keine Nerven und ihre Energie befindet sich überall im Protoplasma. Das trifft jedoch in Wirklichkeit nur bei den

*) Siehe „La Botanique“ von De Candolle.

einzelligen Zoophyten zu. Schon die Gastrula hat unter der Haut ein Nervengewebe und die Hydra hat sensorische Nerven, die den Eindruck empfangen, und motorische Nerven, die die Handlung ausführen.

Wenn wir den Pflanzen das Bewußtsein und die Sinne verweigern, so streichen wir das Gehirn; verweigern wir ihnen die freiwillige Bewegung, so streichen wir das kleine Gehirn und eine gewisse Partie des Rückenmarkes. Aber da wir ihnen weder organisierte Ernährung, Verdauung, Circulation noch Respiration verweigern können, müssen wir ihnen eine Partie des verlängerten Rückenmarkes, eine Partie des Rückenmarkes und den Plexus solaris, das sympathische Nervensystem, zugestehen.

Darwin wollte bekanntlich der Haube, die die Spitze der Wurzel schützt, gewisse Fähigkeiten zusprechen, ja, er redet bei dieser Gelegenheit direkt von einem Gehirn. Dieses kleine, zart gebaute Organ schien ihm wählen, fühlen und unterscheiden zu können. Er hielt es selbst einer freiwilligen, bewußten Bewegung für fähig. Ich weiß nicht, ob er Recht hat, aber ich empfehle Folgendes der Beachtung des Botaniker:

Ich hatte lange Zeit mit dem Mikroskop nach den Nerven der Pflanzen gesucht und fragte schließlich, um die Entdeckung der dem nackten Auge unsichtbaren Fasern zu erleichtern, einen Nervenphysiologen, unter welchen krankhaften Phänomenen die Nerven der Thiere hypertrophisch werden oder sich sonst anormal entwickeln. Seine Antwort gab mir Veranlassung zu einem Experiment. Ich setzte eine Hyazinthenzwiebel so in eine Vase, daß die Wurzeln die Oberfläche des Wassers nicht erreichen konnten, und zwar, um ihre Aktivität zu vermehren; denn sie suchen das Wasser mit Eifer. Mit dem Wasser, in das ich Stärke und Zucker gethan hatte, besprengte ich häufig die Wurzeln. Die stärksten Wurzeln trieben nun ganz gerade gegen das Wasser, ohne das Licht zu fliehen; sobald sie aber das Wasser erreichten, senkte ich das Niveau, so daß die Wurzeln, in ihren Hoffnungen getäuscht, gezwungen waren, ihre Anstrengungen fortzusetzen . . . Als ich darauf die Haube öffnete und sie mit osmiger Säure behandelte, zeigte sie in Schwarz unter dem Mikroskop Nervenelemente, die vollständig identisch mit dem sympathischen Nervensystem der Säugethiere waren. Die osmige Säure ist, wie man weiß, das Reagens der Nervengewebe der Thiere.*)

Eines Tages legte ich Pflanzengewebe einem Mediziner vor, der in der Frage der Gewebe und überhaupt der Nerven sehr bewandert, aber nur wenig beschlagen in der Botanik war. Er war überrascht, zu finden, daß die Pflanzenzellen sich ganz wie die Thierzellen durch die Karbokinesis vervielfältigten. Er erstaunte, diesem Reichthum von Gewebetypen bei Organismen zu begegnen, die

*) Wer den Versuch wiederholen will, kann, wenn er nicht Histologe ist, die Figur 97 der Histologie von Klein, die ein Bündel des Sympathikus eines Kaninchens darstellt, mit seinem Präparat der Hyazinthenhaube vergleichen.

auf der Skala so tief stehen und von denen er gelesen hatte, daß sie unter dem Mikroskop nur eine ermüdende Einförmigkeit zeigten. Als ich ihm aber die Linienfasern der Fichte mit ihren alveolaren Punktionen zeigte, konstatierte er deren Identität mit den Herzmuskeln der Säugethiere. Er verglich das Sklerenchym der Wallnußschale mit dem Laminagewebe des Knochens. Die Pflanzengefäße mit Valven entsprechen den Adern und Lymphgefäßen. Auch Muskelfasern fehlten nicht; und er zweifelte keineswegs an dem Vorhandensein von Luströhren oder geringelten und spiralförmigen Gefäßen, — besonders solchen, die bei den Insekten in den Magen münden. Als ich ihm schließlich die Siebröhren zeigte, bestätigte er meine alte Behauptung, daß sie den Myelinnerven der Wirbelthiere zum Verwechseln ähnlich seien. Und doch, selbst als ich ihm mittheilte, daß diese geheimnißvollen und umstrittenen Pflanzengefäße von mir durch Chlorgold violett und durch Osmium schwarz gefärbt worden seien — wie die Elemente der Thiernerven —, wagte er nicht zu glauben, daß die Pflanzen Nerven hätten. Ich berief mich auf einen berühmten Botaniker, der beobachtet hatte, wie die Röhren Schlangendebewegungen machten, wenn man die Blätter der Mimose reizte. Ich versicherte ihn, eine Autorität wie Sachs habe geäußert, daß diese Röhren die präparierten Säfte in die Blätter überführen, so daß sie weder eine Aorta noch andere Arterien sein können. Ich erklärte ihm, daß sie Albuminate und Fette führen und daß man selbst Fibrin angetroffen hätte. Alles vergeblich! Die Pflanzen hatten für ihn keine Nerven, denn ... sie durften keine haben!

Um noch mehr Licht in diese Sache zu bringen, möchte ich die Zoologen bitten, sich einen Augenblick mit der Pflanzenphysiologie zu beschäftigen und diese Siebröhren zu prüfen, die den Myelinnerven gleichen; nicht nur durch die Konstruktion der Röhre mit der in einer Scheide laufenden Faser, sondern eben so darin, daß sie einen schließenden Ring, eine Annerzelle und eine motorische Platte besitzen, die bei der Pflanze Sieb genannt wird.

Diese Siebröhren — so behauptet man — überführen Albuminate und dienen nur dazu, den herabsteigenden Saft zu verbreiten. Das ist aber nicht wahr, da jede Zelle — und besonders der Kern — Albuminkörper und Fette enthält. Und selbst der steigende Saft enthält Albumin, wie man im Frühling feststellen kann, wenn man den Weinstock vor der Blätterbildung anschneidet oder eine Birke zur Ader läßt.

Die Kletternden und kriechenden Pflanzen haben die größten Siebröhren. Kommt Das daher, daß der Anfang einer unabhängigen Bewegung Motoren erfordert? Und sind also diese Röhren mit ihren Fasern degeneriertes Rückenmark?

Es giebt auf dem Grunde des Auges eine Siebplatte, durch die mitten hindurch der Sehnerv geht. Die äußere Schicht enthält eine Siebsubstanz und eine große Anzahl ovaler Kerne.

Das Gehirn enthält unter Anderem eine Substanz, die Inosit genannt

wird, $C^6 H^{12} O^6$. Man findet sie bei gewissen Pflanzen wieder, besonders bei den Kletternden.

Man hat gemeint, die Pflanzen wären im Allgemeinen unempfindlich, bis auf einige frappante Ausnahmen, wie die Mimose. In Wirklichkeit sind die Pflanzen träg, doch sehr empfindlich; nur ist eine große Geduld nöthig, um ihre Bewegungen zu sehen. Berühmt ist der Versuch, den Claude Bernard mit der Mimose machte, die er chloroformirte und dadurch in Starrkrampf versetzte. Wie man weiß, wirkt Chloroform zuerst auf die graue Gehirns substanz — das Bewußtsein erlischt —, dann auf die sensorischen Nerven: der ganze vegetative Apparat fährt fort, zu funktionieren. Man urtheile danach, ob die Mimose nicht doch andere als rein vegetative Funktionen besitzt. Den Leuten, die die Pflanzen mit Haaren, Nägeln und Federn zu vergleichen lieben, die wachsen, ohne zu fühlen, würde ich rathen, Haare zu chloroformiren und zuzusehen, ob sie dann irgend welche Analogie mit Pflanzen zeigen, — ganz abgesehen von der enormen Differenz, daß das Haar sich nicht fortpflanzt.

Es ist schwer, zu entscheiden, ob die Nerven der Pflanzen Ganglientendenzen besitzen, aber unwahrscheinlich ist es nicht. Ich kann Thatfachen berichten, die Solches wenigstens andeuten.

Der Sauerklee zeigt, wie man weiß, im Stielgrund ein Rotororgan der Blattbewegung. Ich habe es bei einem überwinterten Exemplar gefunden, das ich mit Natriumhyposulfat behandelt hatte. Meine Notizen ergeben unter Anderem: Sauerklee in Wasser gesetzt, das Salzsäure enthielt, schloß seine Blätter nicht wieder, wenn man ihn am Tage in einen dunklen Schrank einschloß; in Wasser ohne die Säure geschah es stets. Als ich mit Hilfe einer Linse die Hauptrippe eines Blattes verbrannte, war das Blatt paralysirt. An jeder anderen Stelle verlegt, schlossen sich die Blätter wieder.

Eine der empfindlichsten Pflanzen ist sicher die gelbe, wilde Balsamine, *Impatiens noli tangere*. Beim ersten Mal, wo ich dazu kam, eine reife Kapsel zu berühren, und sie mir aus den Fingern sprang wie ein Insekt, ihre Körner ringsum verschüttend, glaubte ich, mit einem lebenden Wesen zu thun zu haben, das sich durch die Flucht retten wollte. Wie wise eingerichtet, sagte ich mir, daß diese Pflanze, die im Schatten der Bäume wächst, ihre Samenkörner der Sonne hinwerfen kann. Ein älterer Freund erklärte mir, im Inneren sei ein Mechanismus vorhanden, der dieses Manöver ausführe; er wollte aber an keinen Mechaniker glauben. Seitdem habe ich den Mechanismus der Sprungfeder näher untersucht: er ist bemerkenswerth gut gearbeitet. Aber die Balsamine versteht sich noch auf andere Kunststücke. Unter den Bäumen von Parkanlagen und Wäldern lebend, streckt sie während des Tages ihre goldgelben Blüthen gegen das Licht der Sonne aus und zieht sie für die Nacht unter die Blätter zurück. Da das Blatt vom Knoten des

gegliederten Stieles ausgeht, argwöhnte ich ein Energiecentrum im Innern des Knotens und machte folgenden Versuch: Ich schnitt von zwei verschiedenen Stielen von Impatiens Stiele ab. Den einen verwundete ich im Knoten, den anderen im Zwischenglied und stellte dann beide in Wasser. Der im Knoten verwundete Stiel starb am Ende von zehn Minuten, der im Zwischenglied verwundete fuhr fort, zu leben.

Darauf hat man mir unüberlegter Weise die Einwendung gemacht, der in der Artikulation verwundete Stiel verliere seine Anschwellung durch den Verlust von Wasser und Luft. Das hat aber keinen Sinn, denn er könnte dann nicht weiter verwelken als bis zum oberen Knoten.

Uebrigens weiß jeder Gärtner, daß man einen Stedling nicht im Knoten abschneiden darf, wenn er auch nicht sagen kann, warum.*)

Um die Sache zu kontroliren, das Wasser her auszutreiben und die Luft eindringen zu lassen, richtete ich die Flamme des Löthrohres a) auf den Knoten einer Impatiens, — und der Stiel sank sofort zusammen; b) auf das Zwischenglied, — und der Stiel hielt sich aufrecht. Uebrigens wird die Mimose unter der Luftpumpe steif. Sachs ist der Ansicht, Das komme von dem Mangel an Sauerstoff.

Ich setze ein Innervationcentrum in den Knoten voraus; und ein moderner Autor hat, ohne es zu wollen, meiner Voraussetzung Stützen gegeben, — allerdings nur schwache.

Adolphe Brunet hat in seiner Dissertation über die Glieder und Zwischenglieder bei den Dicotyledonen (Paris 1891) unter Anderem bemerkt, die Glieder seien reicher an Fetten und an Albuminoiden als die Zwischenglieder; die Substanz setze man als die Grundsubstanz der Nerven an.

Wenn ich hinzufüge, daß das berühmte Reagens von Golgi, Dichromat von Pottasche und Azotat von Silber, mir Nervenreaktionen auf die Pflanzknoten, die ich studirte, ergab, scheint es mir der Mühe werth zu sein, daß man sich mit der Frage näher befaße.

Der Hauptgrund dafür, daß man die Nerven der Pflanzen bisher weder gesucht noch gefunden hat, ist ohne Zweifel, daß man weder zweipolige noch vielpolige Ganglien angetroffen hat, die als entscheidende Zeichen der Nerven-elemente gelten. Nun findet man aber diese Ganglienzellen, die denen der höheren Thiere gleichen, im Chlorophyll der Algen. Und wenn man das Diagramm der Strychnosfrucht prüft, so sieht man, daß jeder Zellenkern durch Nervenfasern mit dem anderen verbunden ist.

Wenn man dann weiter nach Elementen sucht, die den Nerven und den

*) Das? Selbe gilt vom Wurzelhals der Pflanze, den man nicht verletzen kann, ohne daß die Pflanze stirbt, was die Gärtner sehr wohl beachten.

Ganglien der Krustaceen, der Gastropoden und der Insekten ähnlich sind, so kann man sie an vielen Stellen finden. Ich nenne nur die Haube, den Hals der Wurzel, die Falten der Blätter, die Knoten des Stieles, den Fruchtboden der Blüthe, die Epidermis, speziell die Haare, die man mit Recht das Nischorgan der Pflanze nennen kann und die wie die Haare des Krebses konstruirt sind.

Was noch einmal die Siebröhren betrifft, so habe ich neuerdings erfahren, daß ähnliche sich bei der Krustacee Palaemon wiederfinden.

Ich empfehle Allen, die die Nerven der Pflanzen studiren wollen, die Dissertation von V. de Rabias über die Nervencentren der Gastropoden und die von Alfred Binet über die Nervencentren der Insekten. Die wunderbaren Abbildungen in beiden Werken sind sehr geeignet, diesen dunklen Gegenstand zu erhellen. Haeckel fand, daß die Ganglien des Krebses Zellen enthielten, die den Ganglien des großen Sympathikus der Wirbelthiere gleichen. Er erklärte daraus, daß die Nervenzellen eine klebrige, durchsichtige Substanz enthalten und daß die Zellen mit den Nervenzellen in Verbindung stehen. Rabias giebt zu, daß, wenn man zwar die Pflanzenzelle nicht in den Details des Protoplasmas mit der Thierzelle vergleichen könne, doch im Ganzen eine Analogie bestehe, da sie die selben chemischen und physikalischen Reaktionen ergäben. Und an anderer Stelle: die vergleichende Histologie zeige, daß die Dimensionen des Nervenelementes sich in dem Maße verminderten, wie man in der Thierkala aufstiege.

Wenn es also eine Skala giebt, wohin gehören dann die Pflanzen? Wohin?

August Strindberg.



Wahrheit und Liebe.

Haß Du den Willen, recht zu lieben,
 Laß Dich durch Wahrheit nicht betrüben;
 Haß Du die Absicht, brav zu hassen,
 Magst Du die Wahrheit fühlen lassen.

* * *

Es preist als sein Höchstes der Muth
 Die Liebe zur Wahrheit,
 Die Liebe als ihr höchstes Gut
 Den Muth zur Wahrheit.

* * *

Dankbarkeit schuldest Du Dem,
 Der aus Liebe die Wahrheit Dir sagte;
 Dankbarer zeige Dich Dem,
 Der sie aus Liebe verschwieg.

Rudolf Heyne.



Selbstanzeigen.

L'Ennemie des Rêves. Paris, Paul Ollendorff.

Ce roman expose la psychologie du jeune écrivain moderne, compliqué et fatigué par l'abus de la philosophie et des songes, mis en présence d'une femme vraiment intelligente et énergique, dans la vie d'intimité. L'artiste craint en la femme l'éternelle ennemie des rêves, et se défend contre le prestige moral qu'il sent chez elle. Tout le but du livre est de montrer que les rêves, si vantés, sont au fond des éléments stériles et démoralisants qui affaiblissent l'artiste et ne l'aident pas à créer; que la femme peut aider adorablement l'écrivain en représentant près de lui la vraie vie active, en bannissant les rêves malsains; et que les rêves ne sont que les névroses de l'artiste, parce que la contemplation profonde et sincère des beautés et des tristesses de la vie est plus féconde que toutes les illusions. Après une lutte d'âmes très-poignante, les deux personnages du roman s'accordent sur ces idées et se réconcilient.

Paris.

Camille Mauclair.



Ludwig Jacobowski. Werk, Entwicklung und Verhältnis zur Moderne. Berlin. S. Calvary & Co. 1900. Br. 63 S. 1 Mark.

Raum gab es eine Zeit, die wie die unsrige ihre eigene Schönheit und Niedrigkeit als eine Blüthe ihres ganzen Lebens empfand und sich gleich jenem Narcissus in ihr eigenes Bild verliebte. Man könnte vielleicht die Renaissance nennen, die ihren Arctino und Dolce dennoch nicht mit Dem in Verbindung bringen konnte, was wir heute erleben. Ich habe über Jacobowski Das gesagt, was mir recht schien, zu sagen, und ich glaubte, es werde eine gewisse Bewunderung den Erscheinungen unserer Zeit gegenüber von jenen Geistern nicht mißverstanden werden, die gleich dem Autor den ehrwürdigen Spuren des Lebens liebend nachzugehen bestrebt sind. An diese Stelle darf ich das Wort setzen, das der Bewunderer der *maestra delle cose*, Leon Battista Alberti, an Johann Andreas, den Bischof von Megia, bei Uebersendung seines Buches *De statua* richtete: *Praeterea quae scribimus, ea nos non nobis sed humanitati scribimus, cui tu, et ductor meus et coadjutor, si quid attuleris, facies, quod te deceat. Vale.*

Wien am Rhein.

Otto Reuter.



Baudelaire und Verlaine. Gedichte. Mit Buchschmuck von Edmund May. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1900. 8°. XVI und 112 S.

Die Verse des „pauvre Lélian“, deren schlichte Stimmungsgewalt unerreicht geblieben ist, bedürfen elf Jahre nach Verattres bereiteter Fürsprache keiner Rechtfertigung. Von Baudelaire genügt es, zu sagen, daß ihm seit 1860 die „Defakanten“ kaum eine neue seelische Nuance hinzugefügt haben. Vielleicht erinnern sich unsere anspruchsvolleren Modernen in Berlin, München und Wien doch einmal daran, wie viel sie den Franzosen danken und daß ihr unfeiter und

geräuschvoller Snobismus im Grunde nur von verleugneten Erinnerungen lebt, ohne daß sie eine starke neue Welt zeugen können.

Paul Wiegler.



Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig. Preis: 4 Mark.

Der Verfasser hat versucht, die sich kreuzenden Richtungen und Bestrebungen des modernen Lebens in Kunst, Religion, Politik und Wirthschaft auf die verschiedenartigen Rassenelemente zurückzuführen, die der europäischen Blutmischung zu Grunde liegen und trotz aller Kulturverkleidungen immer und überall wieder durchschlagen. Das Unternehmen ist auf mehrere Bände berechnet; das vorliegende Werk ist der zweite Band. Kein Volk hat jemals allein eine Kultur erzeugt. Selbst die Griechen sind erst durch Vermischung mit fremdem Volksthum, durch die phönizische Blutbeimischung, kulturfähig geworden. Die gesammte moderne europäische Kultur ist aus einer Mischung von germanischem und keltoromanischem Blut erwachsen; ich verfolge daher an der Hand der geschichtlichen Entwicklung den Antheil, den die keltische Rasse an der Entwicklung von Mittel- und Westeuropa gehabt hat, und die verschiedenen Grade dieser Blutmischung nebst den entsprechenden wechselnden Kulturformen in Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich, in der Schweiz, Italien, Spanien und in den Niederlanden. Meine Untersuchungen erstrecken sich auf das historische, literargegeschichtliche und künstlerische Gebiet. Der dem Buch gegebene Untertitel „Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte“ findet dadurch seine Rechtfertigung, daß die Entwicklung der europäischen Kulturvölker auf das Widerspiel und die Kreuzung der verschiedenartigen Rasseninstinkte zurückgeführt wird.

Heinrich Driesmann.



Lebende Bilder aus dem Reich der Thiere. Augenblicksaufnahmen nach dem lebenden Thierbestande des Berliner Zoologischen Gartens. Werner-Verlag, G. m. b. H. Berlin. Sechzehn Lieferungen à 50 Pfennige, in Prachtband gebunden: 10 Mark.

Ich habe mir mit unserem Werke keine geringere Aufgabe gesetzt als die, der Thierwelt, der mein eigenes Leben und Streben gehört, neue Freunde zu gewinnen und so eine Quelle idealer Interessen und reinen Genusses allen Denen zu erschließen, die das städtische Kulturleben mit seinem Hasten und Treiben der Natur entfremdet hat. Aber auch Denen soll Etwas geboten werden, die schon zur Gemeinde der Thierfreunde gehören, Brehms Thierleben oder das naumannsche „Thierreich“ wirklich im Geist, nicht bloß im Bücherstanz besitzen. Dieser Absicht entsprechend habe ich von vorn herein die Auswahl der Bilder getroffen: neben den „berühmten Größen“ der Thierwelt, die nicht fehlen durften, sind mit Absicht solche Arten bevorzugt, die man nicht überall abgebildet findet, und unsere zwanglos zusammengestellten „Lebenden Bilder“ sind so eine hoffentlich nicht unwillkommene Ergänzung zu den verbreiteten systematischen Werken über Thierkunde. Gerade in dieser Beziehung hilft der reiche Thierbestand des Berliner Gartens,

wie kein anderer, etwas Außerordentliches zu leisten, und so enthält das Werk von Dupenden hochinteressanter Thiere die erste authentische — weil nach dem Leben photographirt — Darstellung, ja, von einer ganzen Anzahl Seltenheiten überhaupt die erste zuverlässige Abbildung. Und deshalb glauben wir schließlich — Das macht unseren größten Stolz aus —, selbst bei den offiziellen Vertretern der strengen Wissenschaft auf Beachtung und Anerkennung rechnen zu dürfen. Blätter wie der persische und Mandchurenleopard, der deutschostafrikanische und der vorderindische Leopard möchte ich aus voller Ueberzeugung nicht nur für Thierbilder halten, die an Schärfe und Lebenswahrheit nichts zu wünschen übrig lassen, sondern auch für zuverlässige wissenschaftliche Urkunden, die dem Systematiker für sein vergleichendes Studium und seine wissenschaftlichen Forschungen eine Unterlage bieten. Das Selbe gilt für den deutschostafrikanischen Löwen, den ostibirischen und persischen Tiger, die drei prächtigen Wildrinder Südasiens, Banteng, Gaur und Gayal, den Elbe-Biber, der bald von der Erde ganz verschwunden sein wird, den südarabischen Wolfschafal und den mexikanischen Prairiewolf, die Fossa oder Marberlage von Madagaskar, den isländischen Jagdfalken, den brandischen und den Niesen-Seeadler, den Einlapplafuar aus Deutsch-Neu-Guinea, den Massaitrauß aus Deutschostafrika, den Weihnachtstranich, den Böhrlüpel, den Nashorn-Pelikan, das Gabelschwanzhuhn und viele andere seltene und merkwürdige Thiere mehr.

Dr. L. Heck,

Direktor des Berliner Zoologischen Gartens.



P. J. Proudhon. Leben und Werke. Stuttgart 1899. Fr. Frommanns Verlag (F. Hauff). 240 Seiten. Preis: 2,80 Mark, gebunden: 3,60 Mark.

Von allen Sozialchriftstellern des Jahrhunderts hat wohl Proudhon die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Ich habe versucht, die großartige Einheit, die ihn als Menschen, Gelehrten und Denker auszeichnet, zu charakterisiren. Wenn nebenbei die Einsicht gewonnen wird, daß er unter den sozialistischen Autoren noch heute der aktuellste sei, so wird mir der Leser dafür dankbar sein. Auch die literarische Bedeutung des Mannes kommt, wie ich hoffe, zu ihrem Recht. Ich darf hier die Worte aus einer meiner früheren Publikationen wiederholen: „Proudhon gehört anerkanntermaßen unter die hervorragendsten Schriftsteller seines Vaterlandes. Als Stilist ist er unbedingt allerersten Ranges. Die lichte Klarheit des Satzes, die Schärfe und Bestimmtheit des Wortes, die knappe, jedem Prunk abholde Diktion und den geschmeidigen Wohlklang der Periode mögen Andere mit ihm gemein haben. Sein Vaterland ist reich an Meistern dieser Art. In der Kraft des Stiles aber, in dessen männlicher Energie und in der Komprimirung des Gedankens steht er wohl unerreicht da. Erwägt man noch, daß ihm jene echt gallische Ironie, die Freude an der Antithese und der lachende Widerspruch im höchsten Grade eigen sind und daß diese Verbindung von Geschmeidigkeit und Kraft, von Ernst und Humor, von sittlicher, fast asketischer Strenge und heiterer Ruhe dem Stil ein eigenthümlich charakteristisches Gepräge geben, so versteht man leicht, daß seine Werke, zumal an den Nichtfranzosen, keine ganz gewöhnlichen Anforderungen stellen. Ihn zu überzetzen, ist fast unmöglich.“

Crailsheim.

Dr. Arthur Mülberger.



Bruder Jonathan.

Bruder Jonathan hat Glück. Der Stand der Finanzen ist glänzend; und wo die Zahl spricht, muß der Zweifel schweigen. Aber Geld macht auch übermüthig. An gewisse kleinliche Praktiken sind die europäischen Industriestaaten, die um das weite Absatzgebiet werben, längst gewöhnt und Reklamationen nützen nicht viel, wenn man drüben das Heft in Händen zu haben glaubt. So protestirt jetzt Herr von Solleben bei dem Staatssekretär Hay vergeblich gegen die Art, wie die Zollbestimmungen auf die aus Deutschland eingeführten Waaren angewandt werden. Die amerikanischen Konsularbeamten in Europa benutzen die für die Beglaubigung der Ursprungszeugnisse vorgeschriebene Form, um ihrem Heimathland werthvolle Informationen zum Schaden des deutschen Handels zu verschaffen, und die amerikanischen Zolltagatoren setzen sich ganz nach Belieben über die Beweiskraft dieser Ursprungszeugnisse hinweg, um ihre Entscheidungen auf angebliche Thatfachen zu basiren, von denen die Exporteure nichts wissen. Die Diplomatie der Vereinigten Staaten verschanzte sich hinter eine willkürliche Auslegung des Gesetzes vom Jahre 1890, obgleich sie nicht leugnet, daß das branstandete Verfahren in hohem Maße geeignet ist, unsere Industrie zu schädigen. Daß sie nicht offen bekennt, wie sehr die beschriebenen Bestimmungen des Gesetzes von vorn herein gerade darauf abzielten, spricht mehr für die übliche internationale Heuchelei als für den guten Willen, die Uebelstände abzustellen. Der Unionkonsul ist entweder Kaufmann gewesen oder will es nach Vererdigung seiner gewöhnlich nur kurzen Dienstzeit werden; und so kommt ihm die Kenntniß ausländischer Fabrikationsgeheimnisse sehr zu Statten. Europa mag sich nach besten Kräften wehren, sonst wird das wirthschaftliche Uebergewicht der Vereinigten Staaten sich überraschend schnell geltend machen.

Eine besonders gewissenhafte Beobachtung der Verträge war nie die starke Seite der Union; und der Schatzsekretär Sage übt sich, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe darin, durch Drehungen und Wendungen gewagtester Art aus Schwarz Weiß zu machen. Um die Erfüllung eines Versprechens freilich, das Mac Kinley vor drei Jahren seinen Wählern gab, wird auch er sich nicht herumdrücken können, nämlich um die Einführung der Goldwährung, — um so weniger, als die Amtsperiode des Präsidenten sich ihrem Ende nähert. Mac Kinley kann freilich darauf hinweisen, daß die bestehenden Währungsverhältnisse den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes nicht gehindert haben. Wie aber — so argumentiren die Goldwährungspolitiker — würde die natürliche Spannkraft des Landes erst gewirkt haben, wenn sie durch gesunde Währungsverhältnisse unterstützt worden wäre! Inzwischen können Senat und Repräsentantenhaus sich noch nicht einigen. Wenn — getreu den clevelandischen Traditionen — Banken auch in kleineren Orten errichtet werden sollen, so müßte das Bankgesetz geändert werden; und Das empfiehlt sich aus dem Gesichtspunkt einer besseren Vertheilung des produktiven Kapitals. Heute konzentriert sich die amerikanische Finanzkraft fast ganz auf New-York und Philadelphia; erst in weitem Abstand folgen Chicago, St. Louis, Cincinnati und Washington; alle anderen Städte kommen für Millionenunternehmungen kaum noch in Betracht. Obgleich der Clearingverkehr sich auf neunzig Milliarden Dollars jährlich beläuft, häufen sich doch die Geschäfte in den wenigen Verkehrscentren übermäßig an, während weite und volkreiche Theile des Landes voll-

rändig abseits liegen bleiben. Der günstige Kursstand der als Unterlage für die Staatsbanknoten dienenden Effekten hat den Banknotenverkehr selbst nicht gefördert; die theuren Preise dieser Obligationen ließen kein reiches Kaufinteresse aufkommen und so mußte man schließlich gerade zur Zeit des dringendsten Bedürfnisses den Notenumlauf einschränken. Jetzt wird von vielen Seiten gefordert, man möge, unter Ermäßigung der Notensteuer, das Notenausgaberecht der Privatbanken erweitern und dadurch auch kleineren Instituten die Existenz ermöglichen. Daß der Staatsschatz selbst in der Zeit stärkster Inanspruchnahme im Dezember 1899 immer noch über Goldreserven in der Höhe von 234 Millionen Dollars verfügte, ist ein Umstand, der den Anhängern der Goldwährung sehr nützlich ist. Wahrscheinlich werden sich Senat und Repräsentantenhaus schließlich einigen und dann wird der Golddollar in seinem jetzigen Feingehalt die Grundlage der neuen Währung werden. Staatsnoten werden nur noch gegen Gold einlösbar und zu verausgaben sein und für die gesetzliche Notenbedeckung der Nationalbanken wird voraussichtlich der bisherige Satz von neunzig Prozent des Nennwertes der hinterlegten Staatsobligationen in Geltung bleiben. Ein wichtiger Streitpunkt ist, ob die Goldreserve ausschließlich zur Einlösung von Staatsnoten verwendet und ein für allemal auf 150 Millionen Dollars festgesetzt oder ob sie im Verhältnis zu den jeweilig in Umlauf befindlichen Staats- und Schatznoten bemessen werden soll. Dann wird auch noch zu entscheiden sein, ob ferner verzinsliche Obligationen, um die Reserve auf ihrer jetzigen Höhe zu erhalten, ausgegeben werden oder ob diese Sicherheitsmaßregel erst eintreten soll, wenn die Reserve unter einen Mindestbetrag — etwa 100 Millionen Dollars — hinabsinkt. Die im Umlauf befindlichen etwa 400 Millionen Dollars Silberzertifikate könnten nur dann im Verkehr bleiben und weiter in Silber eingelöst werden, wenn sie sich auf dem Niveau des Goldwertes halten. Nach Alledem ist aber doch bei Freunden und Gegnern der Goldwährung viel Selbstverleugnung nöthig, wenn die Währungsreform noch vor der Präsidentschaftswahl eingeführt werden soll.

Der Kampf der amerikanischen Trusts zeitigt nicht selten Phasen, in denen selbst Hundertmillionsummen verloren gehen; aber wenn der Kampf zu Ende ist, reichen die Gegner einander die Hände, um gemeinsam neue Konkurrenten abzuwehren. Welche Macht diese Trusts haben, weiß, dank der Herrschaft der Standard-Oil-Company, nachgerade jeder Petroleumkonsument. Allein schon die im Jahre 1899 neu gegründeten Vereinigungen besitzen ein Kapital von mehr als 5 Milliarden Dollars. An der Spitze stehen die Gesellschaften der Eisen- und Stahlbranche mit 900 Millionen Dollars, darunter die Federal Steel-Company mit 200 Millionen. Die Automobil- und Fahrradgründungen haben im letzten Jahr etwa 700 Millionen Dollars Kapital in Anspruch genommen, dürften aber bei den schlechten Geschäftsergebnissen kaum weitere Nachfolge finden. Um so üppiger gedeihen die Genussmitteltrusts. Whisky- und Tabak-Gründungen von 100 Millionen Dollars waren nicht selten. Erst die Schwierigkeiten des Geldmarktes geboten Einhalt. Mit der Trustsbildung geht die Begründung von Trustcompagnien Hand in Hand, deren Daseinszweck lediglich in der Vorbereitungen von Trustgründungen besteht. Dadurch wird zwar die Herstellung von Verbindungen gewerblichen Charakters erleichtert, was ein Vortheil ist, schließlich aber auch alle Macht in die Hände der Verwaltungen gelegt, ohne daß die Aktionäre auch nur den gering-

sten Einfluß auf die Geschäftsführung bezielten. Und Das ist ein Nachtheil. Daß die Konkurrenzrücksichten erforderten, außer den Direktoren und Vorsitzenden der Aufsichtsräthe keinen Menschen Einblick in die Betriebsverhältnisse nehmen zu lassen, ist eine oft gehörte, aber werthlose Redensart. Mit diesem Nachtheil hängen die Ueberraschungen bei der Dividendenvertheilung zusammen, die gerade bei den größten Unternehmungen an der Tagesordnung sind. So vertheilte die American Sugar-Refining-Company zuletzt zwölf Prozent. Dann schien es, als habe sie den Kampf gegen die anderen großen amerikanischen Raffineure aufgegeben: sie wurde entgegenkommender und erhöhte sogar ihre Preise, nachdem sie früher, um die Konkurrenz zu unterbieten, Monate lang an lächerlich niedrigen Preisen festgehalten hatte. Nun harret der Aktionäre dieses Zuckertrusts aber eine unangenehme Ueberraschung: sie werden sich mit einem äußerst geringen Gewinn begnügen müssen, wenn sie nicht überhaupt leer ausgehen.

Zu einem eigenthümlichen Vorkommniß hat die Rivalität zwischen den großen new-yorker Versicherungsgeellschaften Equitable und New-York Life-Insurance-Company geführt: das gesammte new-yorker Personal der einen Gesellschaft ist in das Lager des Konkurrenzunternehmens übergegangen. Als nämlich die Equitable ihren Agenten die Provisionen kürzen wollte, drehten diese Herren ihr den Rücken und wurden mit offenen Armen von der New-York Life aufgenommen. Als der Generalvertreter sich allein sah, folgte er seinen Agenten nach.

Sämmtliche Versicherungsunternehmungen versprechen sich viel von der Belebung des Geschäftes durch die pariser Weltausstellung. Die Uebersahrtpreise sind allgemein beträchtlich erhöht, die Billetvergünstigungen aufgehoben, die Schiffsräume erweitert worden; und es bedarf nur noch der Pilgerschaaren, die sich Schröpfen zu lassen geneigt sind. Die Erhöhung der transatlantischen Passagepreise — auch bei den deutschen Schiffsahrtgesellschaften — wird damit begründet, daß mißliebige Einwanderer, die den Behörden und Rhebereien Unannehmlichkeiten bereiten, ferngehalten werden sollen; von den Ausstellungsbesuchern ist natürlich keine Rede.

Lyneus.



Notizbuch.

Mancher ehrliche Mann im gebildeten Mittelstand hält alle nationalökonomischen Theorien für Hirngespinnste und die Darstellung der Schattenseiten des Kapitalismus für leeres Geschwätz; und von seiner Erfahrung aus hat er ja Recht. Da ihn sein Beruf weder mit den obersten noch mit den untersten Sprossen der Gesellschaftleiter in unmittelbare Berührung bringt, so sieht er nichts um sich herum als allgemein verbreiteten behaglichen Wohlstand, — allgemein verbreitet nämlich bei seinen Nächsten; was ihn selbst betrifft, so jammert er natürlich, daß er viel zu wenig habe und nicht durchkommen könne. Es giebt aber Gegenden, in denen die Wirkun-

gen der Ordnung, die man die kapitalistische nennt, sehr deutlich hervortreten, und Zeiten, wo der dortige Zustand auch auf weite Entfernungen hin sichtbar wird. Eine solche Gegend ist das nordösterreichische Kohlengebiet und eine solche Zeit ist die des jetzigen Ausstandes. Aus dem statistischen Material, das bei dieser Gelegenheit die wiener „Arbeiterzeitung“ brachte, will ich nur einen kleinen Theil herausheben. Das sozialdemokratische Blatt ist selbstverständlich durchaus nicht unparteiisch, aber da es Einfluß genug hat, um selbst von hohen k. k. Behörden und von großen Unternehmern einer Berichtigung gewürdigt zu werden, so oft dazu Gelegenheit ist, so würde wohl gerade diesmal die Berichtigung nicht ausgeblieben sein, wenn das Blatt zu stark von der Wahrheit abgewichen wäre. Es berechnet an der Hand von amtlichen Veröffentlichungen, daß die prager Eisenindustrie-Gesellschaft aus den Kohlengruben des Kadnoer Bezirkes auf $8\frac{1}{4}$ Millionen Gulden Kapital in den letzten zehn Jahren außer fünf Prozent Zinsen an Superdividenden, Lantien, Ausschreibungen und Neuanlagen über 30 Millionen Gulden gezogen hat. Dagegen macht der Arbeiterlohn, der in dieser Zeit ausgezahlt wurde, noch lange nicht 15 Millionen aus. Er betrug 1890 für 2832 Arbeiter 1152015 Gulden, im Jahre 1898 für 3040 Arbeiter 1164282 Gulden, so daß also in der selben Zeit, wo der Kapitalgewinn seinen höchsten Stand erreichte, der Jahresverdienst des Arbeiters von 407 auf 383 Gulden gesunken ist. Hier haben wir die Thatfache handgreiflich vor uns, daß in der kapitalistischen Ordnung der Reichtum aus dem Massenelend fließt; denn wäre die Lage dieser Kohlenarbeiter weniger jämmerlich, so könnten die Aktionäre nicht so rasch reich werden. Eine andere Eigenthümlichkeit des Kapitalismus ist, daß er, eben durch die maßlos ungleiche Einkommenvertheilung, die Produktion in falsche und verderbliche Bahnen drängt. Die Anhäufung ungeheurer Einkommen in den höheren Kreisen zwingt förmlich zum Luxus. Das wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß viele dieser Kohlengruben nicht Gesellschaften, sondern einzelnen Personen gehören: so die oösterreichische, deren Arbeiterchaft die allerelendeste ist, abgesehen von dem Antheil der Nordbahn, den Firmen Rothschild und Gutmann, dem Erzherzog Friedrich, den Grafen Larisch und Wilczel. Nun sind diese Personen schon ohnehin ungeheuer reich, so daß also die ihnen aus den Kohlengruben zufließenden Millionen nur eine Zugabe, und sogar nichts weiter als so zu sagen ein Taschengeld vorstellen; denn, wenn sie nicht durch Neukapitalisirungen ihren Besitz zu einer unerträglichen Last anschwellen lassen wollen, bleibt ihnen gar nichts Anderes übrig als: einen Luxus zu treiben, dessen Hauptzweck ist, Geld auszugeben, und der damit nothwendig barbarische Formen annehmen muß. Bei uns hat ja die Ungleichheit der Vertheilung noch nicht diesen ungeheuerlichen Grad erreicht. Unsere Arbeiter haben sich eben trotz allen Ghikanen und trotz Bedrohung mit schweren Strafen nicht abhalten lassen, durch die nie rastende Lohnbewegung einen bedeutend höheren Antheil am Rationalprodukt zu erobern als ihre österrösterreichischen Brüder. Aber auch bei uns sind doch die Mittel für Luxus in solchem Umfange vorhanden, daß die überflüssigsten Industrien, die unsinniger Weise auch noch dazu dem Luxus der Ausländer dienen, ganze Schaaren von Arbeitern beschäftigen. Dann nehmen noch die Verkehrsanstalten, die ebenfalls zu einem großen Theil nur Luxusansprüche befriedigen, und die der zur Freude der Großindustriellen unerfättlichen Militär- und Marineverwaltung so viele Hände in Anspruch, daß die Gewerbe, die der großen Masse der Bevölkerung ein behagliches Dasein zu schaffen vermöchten, eine verschwindende Rolle spielen.

Daher wird auch die Landwirthschaft mehr und mehr Saisongewerbe und kein Mensch rührt eine Hand, um die daraus entstehenden Uebelstände zu beseitigen. Das hat zur Folge, daß die ländlichen Arbeiter in die Lutzugsgewerbe fliehen, die ihnen, wenn auch keine glänzende Lage, so doch wenigstens Winterarbeit gewähren. Und Das ist nun der wirkliche Umsturz, dem wir entgegen gehen oder vielmehr mit Kolldampf zurufen; wetterfeiern doch einige hunderttausend Flottenschwärmer, die Maschine zu überheizen. Die Sozialdemokratie aber sieht sich durch die Rücksicht auf ihre Wählerschaft gezwungen, gegen ihre Grundtendenz als Bremsse zu wirken. ß.

Die Verbündeten Regierungen wollen dem unhaltbaren Zustand ein Ende machen, der sich aus der reichsgerichtlichen Ausdehnung des Begriffes der Kuppelei auf das Vermietzen an Prostituirte ergibt. Da der amtlich geltende Sittlichkeitscode aber verbietet, diese Rektifizierung des Reichsgerichtes pure et nuda und sonst nichts zu fordern, so umkleidet man sie mit einem Wust anderer Bestimmungen, die eine reinere und strengere Volkssittlichkeit erzwingen zu sollen scheinen. Das ist der Grund, weshalb wir alljährlich das klägliche Schauspiel einer Beratung der lex Feinze haben. In der Reichstagsitzung vom fünfzwanzigsten Januar nun hat ein Centrumsabgeordneter seine Ablehnung des § 181 b, der das Vermietzen unter gewissen Bedingungen für straffrei erklärt, damit begründet, daß ja das bloße Vermietzen schon jetzt nichts bedeute und daß nur, wenn die Person ihr Gewerbe betreibe und der Wirth darum wisse, eine Bestrafung eintrete. Man sollte eine solche Naivität nicht für möglich halten. Daß ein Hausbesitzer bestraft werden könne, wenn in seinem Hause eine emeritirte Venuspriesterin ihre Renten verzehre, hat doch wahrhaftig noch Niemand befürchtet. Die Verlegenheit besteht ja eben darin, daß entweder die von Polizei wegen zur Ausübung ihres Gewerbes berechtigten Frauenzimmer es nicht ausüben können, wenn ihnen die Rechtsprechung das Wohnen unmöglich macht, oder daß Staatsanwalt und Richter auf die Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflicht, strafrechtlich einzuschreiten, verzichten müssen. Der Begriff der „Vorschubleistung“ mag gedehnt und gezerrt werden: das Vermietzen schließt er nicht ein. Das ist nur eine Ermöglichung. Dagegen liegt in dem polizeilichen Kontrollsystem eine offenbare Begünstigung, nicht Begünstigung des Gewerbes im Allgemeinen, aber doch der Prostituirten, die durch die Kontrolle eines Privilegiums theilhaftig werden. Die „gewerbsmäßige Unzucht“ ist nämlich an sich strafbar, bleibt aber straffrei, wenn sich die Prostituirte der Kontrolle unterwirft; die Eintragung in die Kontrollliste bedeutet daher auch dann einen Gewerbeschein, wenn dem Mädchen nicht, wie an vielen Orten üblich ist, ein gedrucktes Gewerbeelement eingehändigt wird. Von dieser Seite fassen auch die Sittlichkeitsvereine die Sache auf, die die Aufhebung der Kontrolle fordern, und sie fügen noch hinzu, daß die ärztliche Untersuchung dadurch, daß sie die Männer vor möglichen üblen Folgen schütze, eine Aufmunterung zur Unzucht bedeute. Aus diesem ganz unzweifelhaften Charakter der Begünstigung, den das Kontrollsystem trägt, folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß, wenn schon die Ermöglichung als Kuppelei bestraft wird, um so mehr diese Begünstigung bestraft werden müßte, daher die Polizeiprääsidenten und alle an der Kontrolle beteiligten Polizei- und Sanitätsbeamten strafrechtlich zu verfolgen wären. Wer demnach den gegenwärtigen Zustand der Rechtsprechung auf-

recht erhalten wissen will, Der muß, da natürlich die Polizeibeamten wegen Ausübung einer ihnen aufgelegten Pflicht nicht verfolgt werden können, ihre Entbindung von dieser Pflicht und die Aufhebung der Kontrolle fordern. Ueber die Daseinsberechtigung einer besonderen Anklagebehörde sind die Meinungen sehr verschieden; aber daran zweifelt Niemand, daß, so lange diese Behörden existiren, es ihre Pflicht ist, alle Gesetzesübertretungen, von denen sie Kunde zu erhalten in der Lage sind, zu verfolgen. Mit wie läßlichem Eifer sie im Allgemeinen ihre Pflicht erfüllen — auch in Fällen, wo nach der Meinung der überwiegenden Mehrheit des Volkes etwas weniger Eifer dem Staate zuträglich wäre —, Das erfahren ja täglich Personen, die keine Verbrecher sind, an ihrem Leibe. Wie steht es aber in dieser Angelegenheit? Das Vermiethen an Prostituirte soll sträfliche Kuppelerei sein. Die Staatsanwälte wissen, daß in allen Polizeibureaux der mittleren und der großen Städte die Listen der Hauswirthin liegen, die sich dieser Straftthat schuldig machen. Sie haben also die Pflicht, diese Listen einzufordern und die Schuldigen zu verfolgen. Hat Das je Einer gethan? Kann es Einer thun? Wie muß sie der Gedanke drücken, daß sie Tausende von Schuldigen unverfolgt lassen, die zu verfolgen ihre Pflicht wäre! Und wie muß dem Richter zu Muth sein, der durch eine Demunziation gezwungen wird, einen Einzelnen zu bestrafen, und doch weiß, daß Tausende das selbe Delikt ungestraft verrüben? β



Außer dem Gebiet der sogenannten Sittlichkeit giebt es noch andere Gebiete, zum Beispiel das des Arbeiterschutzes, wo den Justizbeamten ihre Pflicht, Gesetzesverletzungen zu verfolgen, recht schwer gemacht wird. Als hier einmal von der nächstbetroffenen Seite auf die Seltenheit und Geringsfügigkeit der Bestrafungen hingewiesen wurde, war der Einwand zu hören, es würden ja auch nicht alle Diebstähle bestraft. O doch, alle werden bestraft, von denen die Anklagebehörde Kenntniß erhält und deren Thäter ermittelt werden kann. Erst neulich hat die Strafkammer zu Brandenburg eine blutarme Arbeiterfrau, nachdem sie einen Monat in Untersuchungshaft gefessen hatte, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, weil sie sich bei hartem Frost ein zwölf Pfennige werthes Bündel Reisig aus dem königlichen Forst geholt hatte. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß es nach der katholischen Moral kein Diebstahl ist, wenn sich Jemand in extrema necessitate das zum Leben Nothwendige aneignet, und daß sich Luther und Friedrich der Große in diesem Stück ausdrücklich zur „Jesuitenmoral“ bekannt haben. Aber wo bleiben bei der königlichen Forstverwaltung und bei den Justizbeamten Nobleße und Würde, von Nächstenliebe gar nicht zu reden, und wo bleibt beim Vergleiche mit der wundermilden Bestrafung so manches wirklich schweren Verbrechens das richtige Verhältniß von Strafe und Schuld? Schuld! Welcher Mensch von gesunder Empfindung bringt in diesem Fall das Wort Schuld über die Lippen? Raffholz und Beeren ins unverlegliche Privateigenthum einzubeziehen: so sparsam war man anno 1525 noch nicht geworden; aber Freiheit der Jagd, des Fischfanges und der Holzung forderten die Bauern. Und Ranke bemerkt dazu: „Wie oft seit der Gründung des feudalistischen Staates haben die Bauern Klagen über die Beschränkungen in dieser Hinsicht ausgesprochen!“ O über den unverbesserlichen Kindersinn deutscher Gelehrten! β .